



Leseprobe

Walter Isaacson

Elon Musk

Die Biografie - Deutsche Ausgabe - Vom Autor des Weltbestsellers »Steve Jobs«

„Die Biografie nimmt uns mit auf eine Reise zu der schroffen Klippe, auf der Elon Musk ständig steht, und wir beobachten atemlos, in welche Richtung er geht.“ ZDF *"heute journal"*

Bestellen Sie mit einem Klick für 38,00 €



Seiten: 832

Erscheinungstermin: 12. September 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Von Walter Isaacson, dem Autor des Millionenbestsellers über Steve Jobs: Die ultimative und hochaktuelle Biografie über Elon Musk, den faszinierendsten und umstrittensten Innovator unserer Zeit

Heute gilt Elon Musk als Visionär, der sich über alle Regeln hinwegsetzt und der unsere Welt ins Zeitalter der Elektromobilität, der privaten Weltraumfahrt und der künstlichen Intelligenz geführt hat. Dabei waren seine Anfänge weitaus bescheidener. Als Kind auf den Spielplätzen Südafrikas regelmäßig von jugendlichen Schlägern verprügelt, musste Musk sich auch zuhause gegen seinen gewalttätigen Vater behaupten und lernte so schon früh, sich allein auf sich selbst zu verlassen. Eine Lehre, die ihn im Verlauf seines Lebens zu einem der waghalsigsten Unternehmer unserer Zeit machte, ausgestattet mit extrem hoher Risikotoleranz und einer geradezu manischen Intensität.

Doch konnten alle Erfolge nicht über die Schatten seiner Kindheit hinwegtäuschen: Anfang 2022 – nach einem Jahr, in dem SpaceX einunddreißig Satellitenstarts durchgeführt und Tesla eine Million Autos verkauft hatte und er der reichste Mann der Welt geworden war – machte Musk sich an einen Deal, der zu einer der aufsehenerregendsten Übernahmen unserer Zeit führen sollte: Twitter. In seinen dunkelsten Stunden sollte Musk sich noch über Jahre daran erinnern, wie er auf dem Spielplatz und zuhause von seinem Vater gepeinigt wurde. Jetzt aber bot sich ihm die Gelegenheit, den ultimativen Spielplatz der Welt zu besitzen.

Zwei Jahre lang konnte der Autor Walter Isaacson Elon Musk aus unmittelbarer Nähe beobachten, nahm an seinen Meetings teil, ging mit ihm durch seine Fabriken und verbrachte Stunden damit, ihn selbst, seine Familie, Freunde, Kollegen und Gegner zu interviewen. Das Ergebnis ist ein aufschlussreicher Insider-Bericht, randvoll mit erstaunlichen

Walter Isaacson

Elon Musk

Die Biografie

Aus dem amerikanischen Englisch von
Sylvia Bieker, Gisela Fichtl, Katharina Martl, Ulrike Strerath-Bolz,
Anke Wagner-Wolff und Henriette Zeltner-Shane

C.Bertelsmann

Die Originalausgabe erschien 2023
unter dem Titel »Elon Musk«
bei Simon & Schuster, New York.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text-
und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

3. Auflage

Copyright © 2023 by Walter Isaacson

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2023

C.Bertelsmann in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion/Lektorat: Heike Gronemeier, München

Bildbearbeitung: Lorenz & Zeller, Inning a. Ammersee

Umschlaggestaltung: Favoritbuero, München

Umschlagabbildung Vorderseite: © Art Streiber / AUGUST

Umschlagabbildung Rückseite: Mit freundlicher Genehmigung von @SpaceX

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-10484-2

www.cbertelsmann.de

*Allen, die ich irgendwie beleidigt habe, möchte ich schlicht sagen:
Ich habe Elektrofahrzeuge neu erfunden und werde Leute mit
einem Raumschiff auf den Mars schicken. Habt ihr gedacht,
ich könnte noch dazu ein gechillter, normaler Typ sein?*

– Elon Musk, *Saturday Night Live*, 8. Mai 2021

*Die Leute, die so verrückt sind zu glauben,
dass sie die Welt verändern können, sind diejenigen, die es tun.*

– Steve Jobs

Inhalt

PROLOG	Muse aus Feuer	11
KAPITEL 1	Abenteurer	20
KAPITEL 2	Eigensinn	27
KAPITEL 3	Leben mit Vater	35
KAPITEL 4	Der Suchende	43
KAPITEL 5	Fluchtgeschwindigkeit	50
KAPITEL 6	Kanada	56
KAPITEL 7	Queen's	61
KAPITEL 8	Penn	68
KAPITEL 9	Westwärts	74
KAPITEL 10	Zip2	81
KAPITEL 11	Justine	91
KAPITEL 12	X.com	97
KAPITEL 13	Der Coup	108
KAPITEL 14	Mars	117
KAPITEL 15	Rocket Man	125
KAPITEL 16	Väter und Söhne	131
KAPITEL 17	Den Motor hochjagen	136
KAPITEL 18	Musks Regeln für den Raketenbau	142
KAPITEL 19	Herr Musk geht nach Washington	151

KAPITEL 20	Die Gründer	159
KAPITEL 21	Der Roadster	167
KAPITEL 22	Kwaj	183
KAPITEL 23	Zwei auf einen Streich	190
KAPITEL 24	Das SWAT-Team	198
KAPITEL 25	Am Steuer	207
KAPITEL 26	Die Scheidung	215
KAPITEL 27	Talulah	220
KAPITEL 28	Dritter Streich	224
KAPITEL 29	Am Abgrund	228
KAPITEL 30	Der vierte Start	232
KAPITEL 31	Rettet Tesla!	242
KAPITEL 32	Model S	248
KAPITEL 33	Privat ins All	258
KAPITEL 34	Start der Falcon 9	265
KAPITEL 35	Hochzeit mit Talulah	270
KAPITEL 36	Produktion	275
KAPITEL 37	Musk und Bezos	282
KAPITEL 38	Der Falke hört den Falkner	289
KAPITEL 39	Die Achterbahnfahrt mit Talulah	296
KAPITEL 40	Künstliche Intelligenz	301
KAPITEL 41	Die Einführung des Autopiloten	309
KAPITEL 42	Solar	316
KAPITEL 43	The Boring Company	324
KAPITEL 44	Schwierige Beziehungen	327
KAPITEL 45	Abstieg ins Dunkle	336
KAPITEL 46	Die Fabrikhölle von Fremont	347
KAPITEL 47	Open-Loop-Warnung	361

KAPITEL 48	Fallout	371
KAPITEL 49	Grimes	383
KAPITEL 50	Shanghai	391
KAPITEL 51	Der Cybertruck	395
KAPITEL 52	Starlink	402
KAPITEL 53	Starship	407
KAPITEL 54	Autonomy Day	415
KAPITEL 55	Giga Texas	419
KAPITEL 56	Familienleben	425
KAPITEL 57	Vollgas	434
KAPITEL 58	Bezos gegen Musk, Runde 2	441
KAPITEL 59	Starship-Fieber	448
KAPITEL 60	Solar-Fieber	462
KAPITEL 61	Nights Out	470
KAPITEL 62	Inspiration4	477
KAPITEL 63	Raptor-Reorganisation	484
KAPITEL 64	Die Geburt des Optimus	492
KAPITEL 65	Neuralink	498
KAPITEL 66	Ein rein visuelles System	505
KAPITEL 67	Geld	510
KAPITEL 68	Vater des Jahres	514
KAPITEL 69	Politik	520
KAPITEL 70	Ukraine	534
KAPITEL 71	Bill Gates	543
KAPITEL 72	Aktiver Investor	550
KAPITEL 73	»I made an offer«	562
KAPITEL 74	Heiß und kalt	573
KAPITEL 75	Vatertag	582

KAPITEL 76	Aufruhr in der Starbase	592
KAPITEL 77	Optimus 1.0	602
KAPITEL 78	Ungewissheit	610
KAPITEL 79	Optimus wird präsentiert	619
KAPITEL 80	Robotaxi	626
KAPITEL 81	»Lass das mal sacken«	633
KAPITEL 82	Die Übernahme	639
KAPITEL 83	Die drei Musketiere	644
KAPITEL 84	Content-Moderation	654
KAPITEL 85	Halloween	666
KAPITEL 86	Blaue Häkchen	671
KAPITEL 87	All-in	684
KAPITEL 88	Hardcore	693
KAPITEL 89	Wunder	703
KAPITEL 90	Die Twitter Files	708
KAPITEL 91	Kaninchenlöcher	719
KAPITEL 92	Weihnacht-und-Nebel-Aktion	728
KAPITEL 93	KI für Autos	742
KAPITEL 94	Menschenfreundliche KI	751
KAPITEL 95	Starship-Start	761

DANK **773**

QUELLEN und Bibliografie **775**

ANMERKUNGEN **779**

REGISTER **800**

BILDNACHWEIS **817**

Der Spielplatz

Als Kind, das in Südafrika aufwuchs, kannte Elon Musk Schmerz, und er lernte, ihn auszuhalten.

Im Alter von zwölf Jahren brachte ein Bus ihn in ein Überlebenscamp in der Wildnis, das Veldskool genannt wurde. »Das war eine paramilitärische Version von *Herr der Fliegen*«, erinnert er sich. Die Kinder bekamen jeweils kleine Rationen Essen und Wasser. Man erlaubte ihnen – ja, ermutigte sie sogar dazu –, um diese zu kämpfen. »Mobbing galt als eine Tugend«, sagt Elons jüngerer Bruder Kimbal. Rasch lernten die größeren Kinder, den kleinen ins Gesicht zu schlagen und ihnen ihre Vorräte wegzunehmen. Der schwächliche, schüchterne Elon wurde zweimal verprügelt und nahm in der Zeit im Camp fast fünf Kilo ab.

Gegen Ende der ersten Woche wurden die Jungen in zwei Gruppen aufgeteilt, die einander angreifen sollten. »Das war so verrückt. Unfassbar«, erinnert sich Musk. Alle paar Jahre kam bei diesem Programm ein Kind ums Leben. Die Betreuer erzählten solche Storys zur Abschreckung. »Seid nicht so bescheuert wie dieser Idiot, der letztes Jahr draufgegangen ist«, sagten sie. »Seid keine schwächlichen Idioten.«

Kurz vor seinem 16. Geburtstag kam Elon zum zweiten Mal in die Veldskool. Er war jetzt viel größer, gute eins achtzig, mit einer Statur wie ein Bär, und er hatte ein bisschen Judo gelernt. Mit diesen Voraussetzungen sei die Veldskool gar nicht so schlecht gewesen: »Inzwischen war mir klar, sollte mich jemand schikanieren, dann konnte ich dem ordentlich in die Fresse hauen. Und der würde mich dann nicht mehr schikanieren. Sie konnten mich immer noch brutal verprügeln, aber wenn ich denen dann ordentlich was auf die Fresse gegeben hatte, ließen sie mich in Ruhe.«

Südafrika galt in den 1980er-Jahren als ein Ort der Gewalt. Angriffe mit Maschinenpistolen und tödliche Messerattacken waren an der Tagesordnung. Als Elon und Kimbal einmal auf dem Weg zu einem Anti-Apartheid-Konzert aus dem Zug stiegen, mussten sie durch eine Blutlache neben einem Toten laufen, dem das Messer noch im Leib steckte. Für den Rest des Abends verursachte das Blut an den Sohlen ihrer Turnschuhe bei jedem Schritt ein schmatzendes Geräusch auf dem Asphalt.

Die Familie Musk hielt Deutsche Schäferhunde, die darauf trainiert waren, jeden anzufallen, der am Haus vorbeirannte. Mit sechs raste Elon die Einfahrt hinunter und wurde von seinem Lieblingshund attackiert, der ihm eine schlimme Bisswunde am Rücken zufügte. Als man die Wunde in der Notaufnahme nähen wollte, verweigerte Elon die Behandlung, bis er das Versprechen bekam, dass der Hund nicht bestraft würde. »Ihr werdet ihn nicht töten, oder?«, fragte er. Sie versprachen es ihm. Während er die Geschichte erzählt, schweigt Musk lange und starrt ins Leere. »Dann haben sie ihn natürlich doch erschossen.«

Das einschneidendste Erlebnis hatte er an der Schule. Lange Zeit war er der jüngste und kleinste Schüler der Klasse. Er hatte Probleme damit, soziale Signale zu erkennen. Empathie war ihm nicht von Natur aus gegeben, und ihm fehlte sowohl das Bedürfnis als auch das Einfühlungsvermögen, um sich beliebt zu machen. Daher wurde er in der Schule und auf dem Spielplatz oft schikaniert. Jungs, die andere mobbten, schlugen ihm ins Gesicht. »Wenn man nie was auf die Nase bekommen hat, kann man sich nicht vorstellen, wie einen das für den Rest des Lebens prägt«, sagt er.

Bei der allmorgendlichen Schulversammlung rempelte ihn ein Mitschüler an, der gerade mit seiner Clique herumalberte. Elon schubste ihn zurück. Schimpfwörter fielen. In der Pause suchte der Junge mit seinen Freunden nach Elon. Er aß gerade sein Sandwich, als sie ihn von hinten attackierten und ihn mehrere Betonstufen hinunterstießen. »Sie hockten sich auf ihn, schlugen wie verrückt auf ihn ein und traten gegen seinen Kopf«, erinnert sich Kimbal, der neben ihm auf

den Stufen gesessen hatte. »Als sie fertig waren, konnte ich sein Gesicht nicht mehr erkennen. Es sah aus wie eine geschwollene Kugel aus rohem Fleisch, in der die Augen kaum noch zu sehen waren.« Man brachte ihn ins Krankenhaus, eine Woche lang konnte er nicht zur Schule gehen. Noch Jahrzehnte später musste Elon sich immer wieder Operationen unterziehen, bei denen versucht wurde, das Gewebe im Inneren seiner Nase in Ordnung zu bringen.

Doch diese Narben waren gering im Vergleich zu den emotionalen, die sein Vater ihm zufügte. Errol Musk, ein Ingenieur und so skrupelloser wie charismatischer Fantast, peinigt Elon bis heute. Nachdem sein Sohn in der Schule derart zusammengeschlagen worden war, stellte Errol sich auf die Seite des Jungen, der ihm das Gesicht so verunstaltet hatte. »Er hatte gerade seinen Vater durch Selbstmord verloren, und Elon hatte ihn Dummkopf genannt«, erklärt Errol. »Elon neigt dazu, Leute als Dummkopf zu bezeichnen. Wie hätte ich da dem anderen Kind seine Reaktion verübeln sollen?«

Als Elon endlich aus dem Krankenhaus entlassen wurde, beschimpfte sein Vater ihn. »Ich musste eine Stunde lang dastehen, während er mich anschrie, mich einen Schwachkopf nannte und mir erklärte, ich wäre einfach nichts wert«, erinnert sich Elon. Kimbal, der bei der Schimpftirade zusehen musste, sagt, es sei die schlimmste Erinnerung seines Lebens gewesen. »Mein Vater rastete einfach aus, drehte total durch, wie so oft. Er hatte null Mitgefühl.«

Beide, Elon und Kimbal, reden inzwischen nicht mehr mit ihrem Vater. Sie sagen, seine Behauptung, Elon habe den Angriff provoziert, sei erfunden; der Täter sei deswegen sogar in ein Jugendgefängnis gekommen. Sie sagen, ihr Vater sei ein sprunghafter Schwindler, der sich regelmäßig Geschichten ausdenke, die er mit Fantasie ausschmücke, manchmal aus Kalkül, manchmal im Wahn. Sie attestieren ihm einen Dr.-Jekyll-und-Mr-Hyde-Charakter. In einem Moment sei er freundlich gewesen, im nächsten konnte er einen für eine Stunde oder länger gnadenlos misshandeln. Jede Schimpftirade pflegte er damit zu beenden, Elon zu erklären, wie erbärmlich er sei. Elon musste still dastehen und das Ganze über sich ergehen lassen. »Das war seelische Folter.«

Elon schweigt lange, bevor er hörbar schluckt. »Er wusste definitiv, wie man Angst und Schrecken verbreitet.«

Als ich Errol anrufe, redet er knapp drei Stunden mit mir und meldet sich in den nächsten zwei Jahren regelmäßig in Form von Telefonaten und Textnachrichten. Er ist darauf erpicht, mir zu schildern – und Fotos davon zu schicken –, wie schön er es seinen Kindern gemacht habe, zumindest in den Zeiten, als seine Ingenieurfirma gut lief. Irgendwann fuhr er einen Rolls-Royce, baute mit seinen Söhnen eine Lodge in der Wildnis und bezog über einen Minenbesitzer Rohsmaragde aus Sambia, bis dieses Geschäft den Bach hinunterging.

Aber Errol gibt zu, dass er auf körperliche und emotionale Härte gesetzt habe. »Im Vergleich zu ihren Erfahrungen bei mir dürfte die Veldskool ziemlich harmlos gewesen sein«, sagt er und ergänzt, Gewalt sei schlichtweg Teil des Schulalltags in Südafrika gewesen. »Zwei hielten dich fest, während ein anderer dir mit einem Holzseil ins Gesicht schlug und so weiter. Neue Mitschüler wurden am ersten Schultag gezwungen, sich mit dem größten Raufbold der Schule zu messen.« Stolz gesteht Errol, dass er im Umgang mit seinen Jungs »eine extrem strenge Autokratie« gepflegt habe. Und er legt Wert drauf, hinzuzufügen, dass »Elon später die gleiche strenge Autokratie sich selbst und anderen auferlegt hat«.

»Widrigkeiten haben mich geprägt«

»Jemand hat einmal gesagt, jeder Mann versucht, im Leben den Erwartungen seines Vaters gerecht zu werden oder die Fehler des eigenen Vaters wiedergutzumachen«, schrieb Barack Obama in seinen Memoiren, »und ich glaube, das erklärt mein spezielles Dilemma.« In Elon Musks Fall sollte die Wirkung des Vaters auf seine Seele anhalten. Und zwar trotz vieler Versuche, ihn sowohl physisch als auch psychisch aus seinem Leben zu verbannen. Elons Stimmungen waren ein Hin und

Her zwischen fröhlich und düster, intensiv und albern, distanziert und emotional, mit gelegentlichem Abtauchen in einen Zustand, den seine Umgebung als »Dämon-Modus« fürchtete. Im Gegensatz zu seinem Vater geht Elon mit seinen Kindern aber fürsorglich um. In anderer Hinsicht deutet sein Verhalten jedoch auf eine Gefahr hin, die ständig bekämpft werden muss: die Schreckensvision, er könnte, in den Worten seiner Mutter, »wie sein Vater werden«. Nicht umsonst ist das ja eines der gewichtigsten Themen in der Mythologie. Oder denken Sie an *Star Wars*: In welchem Maß verlangt die epische Suche des Helden, dass er die Dämonen austreibt, die Darth Vader ihm hinterlassen hat, und dass er mit der dunklen Seite der Macht ringt?

»Ich glaube, nach so einer Kindheit in Südafrika musst du dich in gewisser Weise emotional abschotten«, meint Elons erste Frau Justine, die Mutter von fünf seiner noch lebenden zehn Kinder. »Wenn dein Vater dich ständig Schwachkopf und Idiot nennt, dann ist vielleicht die einzig mögliche Reaktion, alles in deinem Inneren abzuschalten, das eine emotionale Dimension eröffnet hätte, mit der du nicht hättest umgehen können.« Dieses emotionale Absperrventil machte ihn kalt-schnäuzig, aber eben auch zu einem risikofreudigen Innovator. »Elon lernte, seine Angst zu unterdrücken«, sagt sie. »Wenn du die Angst abstellst, dann musst du andere Sachen wie Freude oder Mitgefühl vielleicht ebenfalls abstellen.«

Die posttraumatische Belastungsstörung durch seine Kindheitserfahrungen impfte ihm auch eine gewisse Abneigung gegen Zufriedenheit ein. »Ich glaube, dass er einfach nicht weiß, wie man Erfolg und Blumenduft genießt«, analysiert Claire Boucher, die sich als Künstlerin Grimes nennt und drei Kinder mit ihm hat. »In der Kindheit wurde er wohl darauf konditioniert, dass das Leben Schmerz bedeutet.« Musk stimmt dem zu. »Widrigkeiten haben mich geprägt«, meint er. »Meine Schmerzschwelle wurde sehr hoch.«

Während einer besonders höllischen Phase seines Lebens im Jahr 2008, nachdem die ersten drei SpaceX-Raketen beim Start explodiert waren und Tesla kurz vor der Insolvenz stand, wachte er eines Morgens um sich schlagend auf und erzählte Talulah Riley, die seine zweite

Frau werden sollte, von den schrecklichen Dingen, die sein Vater zu ihm gesagt hatte. »Das hatte eine tiefgreifende Wirkung darauf, wie er agiert«, berichtet sie. »Ich habe Elon diese Sätze selbst sagen hören.« Wenn diese Erinnerungen hochkamen, wirkte er abwesend und schien hinter seinen stahlgrauen Augen zu verschwinden. »Ich glaube, ihm war nicht bewusst, dass ihn das immer noch beeinflusste, denn er hielt es für etwas aus seiner Kindheit. Aber in dem Mann steckt immer noch das Kind, das vor seinem Dad steht«, sagt Riley.

Aus dieser Gemengelage entwickelte Musk eine Aura, die ihn manchmal wie ein Alien wirken ließ. Als sei seine Marsmission der Versuch, nach Hause zurückzukehren, und sein Wunsch, humanoide Roboter zu bauen, die Suche nach Verwandtschaft. Man wäre nicht völlig entsetzt, wenn er sich das Hemd vom Leib risse und man sehen könnte, dass er keinen Nabel hat und nicht von diesem Planeten stammt. Seine Kindheit machte ihn jedoch auch besonders menschlich: zu einem toughen, aber doch verletzlichen Jungen, der beschlossen hat, sich auf eine epische Suche zu begeben.

Er entwickelte einen Eifer, der seine Albernheit kaschierte, und eine Albernheit, die seinen Eifer kaschierte. Wie nicht ganz zu Hause in seinem eigenen Körper oder wie ein dicker Mann, der nie sportlich gewesen ist, bewegt er sich mit Schritten, die an einen forschenden Bären erinnern, mit tänzelnden Hüpfen dazwischen. Mit der Überzeugung eines Propheten spricht er von der Notwendigkeit, die Flamme des menschlichen Bewusstseins zu hüten, das Universum zu ergründen und unseren Planeten zu retten. Zuerst hielt ich das für bloßes Rollenspiel, für Peptalks, um sein Team anzuspornen, und für Podcast-Fantasien eines Kind gebliebenen Mannes, der einmal zu oft *Per Anhalter durch die Galaxis* gelesen hatte. Doch je öfter ich damit konfrontiert wurde, desto stärker wurde meine Überzeugung, dass sein Sendungsbewusstsein, der Glaube an seine Mission, Teil seines Antriebs war. Während andere Unternehmer schon damit rangen, ein Weltbild zu entwickeln, legte er sich ein Bild des Kosmos zurecht.

Seine Veranlagung und seine Erziehung machten ihn, zusammen mit einer besonderen Art zu denken, bisweilen gefühllos und impul-

siv. All das führte aber auch zu einer extremen Risikobereitschaft. Er konnte ein Risiko kühl berechnen und zugleich fieberhaft begrüßen. »Elon sucht das Risiko um seiner selbst willen«, sagt Peter Thiel, der in den Anfängen von PayPal sein Partner wurde. »Er scheint es zu genießen, manchmal sogar regelrecht süchtig danach zu sein.«

Elon wurde zu einem Menschen der Sorte, die sich am lebendigsten fühlt, wenn ein Hurrikan aufzieht. »Ich wurde für den Sturm geboren, eine Flaute ist nichts für mich«, sagte Andrew Jackson einmal. Das Gleiche gilt für Musk. Er stand unter einem enormen Druck, einer Art innerem Belagerungszustand, der seine Vorliebe, manchmal geradezu seine Gier nach Sturm und Drama befeuerte, sowohl in der Arbeit als auch in Liebesbeziehungen, die er oft vergeblich aufrechtzuerhalten versuchte. In Krisen, im Angesicht von Deadlines und brutaler Arbeitsüberlastung blühte er auf. Vor quälenden Herausforderungen konnte er oft nachts nicht schlafen und musste sich übergeben. Gleichzeitig verliehen ihm diese Phasen auch Energie. »Er ist jemand, der Drama magnetisch anzieht«, beschreibt es Kimbal. »Das ist sein innerer Zwang, sein Lebensthema.«

Als ich über Steve Jobs schrieb, meinte dessen Partner Steve Wozniak, die große Frage, die sich stelle, sei: »Musste er so gemein sein? So hart und grausam? So auf Drama aus?« Als ich die Frage am Ende meiner Arbeit Woz noch einmal zurückspielte, erklärte er, wenn er Apple geleitet hätte, wäre er freundlicher gewesen. Er hätte jeden wie ein Familienmitglied behandelt und Leute nicht fristlos entlassen. Dann überlegte er kurz und fügte hinzu: »Aber wenn ich Apple geleitet hätte, hätten wir vielleicht nie den Macintosh gemacht.« Und so lautet die Frage zu Musk: Könnte er gechillter sein und trotzdem noch derjenige bleiben, der uns Richtung Mars und in eine elektromobile Zukunft schießt?

Anfang 2022 – nach einem Jahr, in dem SpaceX 31 Raketen erfolgreich ins All brachte, Tesla knapp eine Million Autos verkaufte und er zum reichsten Mann der Erde avancierte – sprach Musk reumütig über seinen Zwang, Dramen auszulösen. »Ich muss meine Geistesver-

fassung vom Krisenmodus wegbringen«, erklärte er mir. »In dem befindet sie sich jetzt seit ungefähr 14 Jahren, wenn nicht sogar schon mein Leben lang.«

Es war eine wehmütige Feststellung, kein Neujahrsvorsatz. Doch just als er sich einen Reset vorgenommen hatte, war er längst dabei, heimlich Aktien von Twitter anzuhäufen, dem ultimativen Spielplatz. Im April jenes Jahres stahl er sich nach Lanai davon, eine Insel, die zu Hawaii gehört, um ein paar Tage im Haus seines Mentors und Oracle-Gründers Larry Ellison zu verbringen. Begleitet wurde er von der Schauspielerin Natasha Bassett, mit der er hin und wieder zusammen war. Man hatte ihm einen Sitz im Twitter-Board angeboten, aber im Verlauf des Wochenendes kam er zu dem Schluss, dass ihm das nicht genügte. Es entsprach seinem Wesen, die absolute Kontrolle ausüben zu wollen. Also entschied er sich, ein feindliches Übernahmeangebot zu machen, um das Unternehmen gleich zu kaufen. Dann flog er nach Vancouver, um Grimes zu treffen. Gemeinsam blieben sie bis 5 Uhr morgens auf, um *Elden Ring* zu spielen, ein neues Game um Krieg und den Aufstieg von Imperien. Kaum waren sie damit fertig, setzte Elon seinen Plan in die Tat um: »Ich habe ein Angebot gemacht«, verkündete er auf Twitter.

Wann immer er im Laufe der Jahre in düsterer Stimmung war oder sich bedroht fühlte, versetzte ihn das zurück zu den Schreckenserfahrungen, als er auf dem Spielplatz und dem Schulhof drangsaliert wurde. Jetzt bot sich ihm die Chance, den ganzen Spielplatz zu besitzen.

Joshua und Winnifred Haldeman

Elon Musks Hang zum Risiko lag in der Familie. Er kam da nach seinem Großvater mütterlicherseits, Joshua Haldeman, einem tollkühnen Abenteurer und Sturkopf, der auf einer Farm in der kahlen Prärie Zentralkanadas aufwuchs. In Iowa erlernte er chiropraktische Methoden und kehrte anschließend in seinen Heimatort nahe Moose Jaw zurück, wo er Pferde zuritt und chiropraktische Behandlungen gegen Kost und Logis vornahm.

Schließlich konnte er sich eine eigene Farm kaufen, die er jedoch in der Wirtschaftskrise der 1930er-Jahre wieder verlor. In den darauffolgenden Jahren arbeitete er als Cowboy, trat bei Rodeos auf und jobbte als Hilfsarbeiter auf dem Bau. Bestand hatte nur seine Abenteuerlust. Er heiratete, ließ sich scheiden, reiste als Landstreicher auf Güterzügen und als blinder Passagier auf einem Ozeandampfer.

Der Verlust seiner Farm machte einen Populisten aus ihm. Joshua Haldeman engagierte sich in einer Partei, die Social Credit Party genannt wurde und die dafür eintrat, dass Bürger gratis Kreditnoten als gültige Zahlungsmittel bekommen sollten. Die Bewegung hatte auch einen konservativ-fundamentalistischen Zweig mit antisemitischen Tendenzen. Ihr erster Anführer in Kanada beklagte eine »Perversion kultureller Ideale«, weil »eine disproportionale Anzahl von Juden Schaltstellen besetzt«. Haldeman stieg schließlich zum nationalen Vorsitzenden der Partei auf. Außerdem schloss er sich einer Bewegung namens Technocracy an, die die Überzeugung vertrat, die Regierungsgeschäfte sollten besser von Technokraten statt von Politikern geführt werden. Zeitweise war sie in Kanada verboten, weil sie sich gegen den Eintritt des Landes in den Zweiten Weltkrieg aussprach. Haldeman trotzte dem Verbot, indem er die Bewegung mit einer Zeitungsannonce unterstützte.

Irgendwann wollte er Gesellschaftstanz lernen. Dabei machte er die Bekanntschaft von Winnifred Fletcher, deren Abenteuerlust es mit

seiner aufnehmen konnte. Als 16-Jährige hatte sie einen Job bei der *Times-Herald* in Moose Jaw angenommen, doch sie träumte nach wie vor von einer Karriere als Tänzerin und Schauspielerin. Und so war sie mit dem Zug erst nach Chicago abgehauen, dann weiter nach New York. Zurück in Moose Jaw, eröffnete sie eine Tanzschule, in der sich Haldeman zum Unterricht anmeldete. Als er sie zum Abendessen einladen wollte, erwiderte sie: »Ich gehe nicht mit meinen Schülern aus.« Also brach er den Unterricht ab und bat sie erneut um eine Verabredung. Nur wenige Monate später fragte er: »Wann wirst du mich heiraten?« – »Morgen«, antwortete sie.

Die beiden bekamen vier Kinder, darunter die Zwillinge Maye und Kaye, die 1948 geboren wurden. Bei einem Ausflug entdeckte Haldeman eines Tages ein »Zu verkaufen«-Schild an einer einmotorigen Luscombe. Das Flugzeug stand auf der Wiese eines Farmers. Joshua, der kein Bargeld bei sich hatte, konnte den Farmer überreden, die Maschine gegen sein Auto einzutauschen. Das war ziemlich unüberlegt, da Haldeman noch gar nicht fliegen konnte. Doch er konnte jemanden auftreiben, der ihn erst nach Hause flog und ihm dann beibrachte, die Maschine zu steuern.

Bald war die Familie unter dem Spitznamen »The Flying Haldemans« bekannt. Von einer Branchenzeitschrift für Chiropraktik wurde Haldeman als »die vielleicht bemerkenswerteste Gestalt in der Geschichte fliegender Chiropraktiker« gepriesen. Eine ziemlich eingeschränkte, aber zutreffende Anerkennung. Als Maye und Kaye drei Monate alt waren, schaffte die Familie eine größere einmotorige Maschine an, eine Bellanca. Die Kleinkinder hießen im Ort fortan die »fliegenden Zwillinge«.

Aufgrund seiner kruden konservativ-populistischen Ansichten kam Haldeman zu dem Schluss, dass die kanadische Regierung zu viel Kontrolle über das Leben der Einzelnen ausübte und das Land zu verweichlicht sei. Daher entschied er 1950, nach Südafrika auszuwandern, das damals noch vom weißen Apartheidregime beherrscht wurde. Zerlegt und in Kisten verpackt ließ er die Bellanca auf einen Frachter mit Ziel Kapstadt laden. Haldeman wollte im Landesinneren leben,

also brachen sie Richtung Johannesburg auf. Dort sprachen die meisten weißen Bewohner tendenziell eher Englisch als Afrikaans. Doch als sie über das nahe gelegene Pretoria flogen, wo gerade die Jacaranda-Bäume violett blühten, verkündete Haldeman: »Hier werden wir bleiben.«

Als Joshua und Winnifred noch jung gewesen waren, war eines Tages ein junger Schausteller und Scharlatan namens William Hunt (bekannt als »Der große Farini«) nach Moose Jaw gekommen. Er hatte Geschichten von einer uralten »verschwundenen Stadt« erzählt, die er gesehen habe, als er die südafrikanische Kalahari-Wüste durchquerte. »Dieser Schwindler zeigte meinem Großvater Fotos, die offensichtlich gefälscht waren, aber der ließ sich davon überzeugen und machte die Wiederentdeckung zu seiner Mission«, sagt Musk. Nun, in Südafrika, zogen die Haldemans Jahr für Jahr monatelang durch die Kalahari, um diese legendäre Stadt zu suchen. Dabei jagten sie ihr Essen selbst und schliefen mit Gewehren neben sich, um Löwen abzuwehren.

Die Familie machte sich ein Motto zu eigen: »Lebe gefährlich – aber mit Vorsicht«. Man unternahm Langstreckenflüge an Orte wie Norwegen, wurde Erster beim Autorennen über 15 000 Kilometer von Kapstadt nach Algier und absolvierte den ersten Flug mit einer einmotorigen Maschine von Afrika nach Australien. »Sie mussten die Rücksitze entfernen, um Treibstofftanks einzubauen«, erinnerte sich Maye.

Seine Risikobereitschaft wurde Joshua Haldeman schließlich zum Verhängnis. Er kam ums Leben, als einer seiner Flugschüler in eine Stromleitung steuerte; die Maschine überschlug sich und stürzte ab. Sein Enkel Elon war damals drei Jahre alt. »Er wusste, dass wahre Abenteuer mit Risiken verbunden sind«, sagt er. »Das Risiko trieb ihn an.«

Haldeman prägte mit dieser Einstellung auch eine seiner Zwillingstöchter, Elons Mutter Maye. »Ich weiß, dass ich ein Risiko eingehen kann, solange ich vorbereitet bin«, sagt sie. Als Schülerin war sie gut in Naturwissenschaften und Mathe. Noch dazu sah sie umwerfend aus. Groß und blauäugig, mit hohen Wangenknochen und wohlgeformter Kinnpartie, begann sie schon als 15-Jährige zu modeln und trat an Samstagvormittagen bei Modenschauen im örtlichen Kaufhaus auf.

Ungefähr um diese Zeit lernte sie einen Jungen aus der Nachbarschaft kennen, der ebenfalls umwerfend aussah, wenn auch eher auf die lässige, gaunerhafte Art.

Errol Musk

Errol Musk war ein Abenteurer und Geschäftemacher, immer auf der Suche nach der nächsten guten Gelegenheit. Seine Mutter Cora stammte aus England. Dort hatte sie mit 14 die Schule abgeschlossen und danach in einer Fabrik gearbeitet, die Außenverkleidungen für Jagdbomber herstellte. Mit einem Flüchtlingsschiff war sie nach Südafrika gelangt und hatte dort Walter Musk kennengelernt. Als Kryptoanalytiker und Geheimdienstoffizier arbeitete Walter in Ägypten Pläne aus, um die Wehrmacht mit dem Einsatz von Waffenattrappen und Scheinwerfern zu täuschen. Nach dem Krieg beschränkte er sich hauptsächlich darauf, schweigend in einem Sessel zu sitzen, zu trinken und mit seinen kryptologischen Fähigkeiten Kreuzworträtsel zu lösen. Also verließ Cora ihn, reiste mit ihren beiden Söhnen nach England, kaufte einen Buick und kam dann wieder nach Pretoria zurück. »Sie war die stärkste Persönlichkeit, die mir je begegnet ist«, schwärmt Errol.

Errol machte einen Abschluss als Ingenieur im Bereich Maschinenbau und wirkte anschließend am Bau von Hotels, Einkaufszentren und Fabriken mit. Nebenbei restaurierte er alte Autos und Flugzeuge. Er versuchte sich auch in der Politik und setzte sich als einer von wenigen Englisch sprechenden Abgeordneten im Stadtrat von Pretoria City gegen ein Mitglied der für die Apartheid stehenden National Party durch. Die *Pretoria News* vom 9. März 1972 berichtete unter der Überschrift »Reaction against the Establishment« über diese Wahl.

Wie die Haldemans liebte auch Errol das Fliegen. So kaufte er sich eine zweimotorige Cessna Golden Eagle, um Fernsehteams zu einer Lodge zu fliegen, die er im Busch errichtet hatte. Als er 1986 einmal

unterwegs war, um die Maschine zu verkaufen, landete er auf einer Piste in Sambia. Dort bot ihm ein panamaisch-italienischer Unternehmer an, das Flugzeug zu kaufen. Man wurde handelseinig: Statt Bargeld erhielt Errol eine gewisse Menge Smaragde aus den drei Minen, die der Mann in Sambia besaß.

In Sambia gab es damals zwar eine postkoloniale Schwarze Regierung, aber keine funktionierende Verwaltung. Daher war die Mine nicht registriert. »Hätte man sie registriert, wäre man am Ende mit nichts dagestanden, weil die Schwarzen einem alles weggenommen hätten«, sagt Errol. Er kritisiert Mayes Familie als rassistisch, während er selbst darauf beharrt, kein Rassist zu sein. »Ich hab' nichts gegen die Schwarzen, aber sie sind einfach anders als ich«, erklärt er mir in einer weitschweifigen Diskussion am Telefon.

Errol, der an der Mine nie als Miteigentümer beteiligt war, erweiterte sein Geschäft, indem er Rohsmaragde importierte und in Johannesburg schleifen ließ. »Viele Leute kamen mit gestohlenen Päckchen zu mir«, sagt er. »Auf Reisen nach Übersee verkaufte ich Smaragde an Juweliere. Das war eine abenteuerliche Sache, weil völlig illegal.« Nach Profiten in Höhe von rund 210 000 Dollar¹ brach sein Smaragd-Business in den 1980er-Jahren ein. Die Russen hatten künstliche Smaragde im Labor entwickelt.

Die Ehe der Eltern

Errol Musk und Maye Haldeman kamen schon als Teenager zusammen. Von Beginn an ging es in ihrer Beziehung dramatisch zu. Er machte ihr mehrere Heiratsanträge, doch sie traute ihm nicht über den Weg. Als sie dahinterkam, dass er sie betrog, war sie so außer sich, dass sie eine Woche lang weinte und nichts essen konnte. »Vor lauter

¹ Bei der Bezeichnung Dollar handelt sich im gesamten Text um US-Dollar.

Trauer nahm ich fast fünf Kilo ab«, erinnert sie sich. Wobei ihr das letztlich dabei geholfen habe, einen lokalen Schönheitswettbewerb zu gewinnen. Sie erhielt 150 Dollar Preisgeld und zehn Bowlingtickets und kam ins Finale der Wahl zur Miss Südafrika.

Nach ihrem Collegeabschluss zog Maye nach Kapstadt, um dort Vorträge über Ernährung zu halten. Errol kam sie besuchen, brachte einen Verlobungsring mit und machte ihr wieder einen Antrag. Er versprach, er würde sich ändern und ihr treu bleiben, wenn sie erst geheiratet hätten. Maye hatte soeben die Beziehung zu einem anderen untreuen Freund beendet und eine Menge zugenommen; sie fürchtete, sie könnte am Ende gar keinen Mann mehr abbekommen, wenn sie noch lange zuwartete, und willigte ein.

Am Abend nach der Hochzeit flogen Errol und Maye für ihre Flitterwochen nach Europa. Die Tickets hatten sie zu einem günstigen Preis erstanden. In Frankreich kaufte Errol mehrere Nummern des *Playboy*, der in Südafrika verboten war. Die las er dann auf dem schmalen Hotelbett, sehr zu Mayes Missfallen. Ihre Streitereien wurden verbittert. Zurück in Pretoria, überlegte sie, wie sie aus dieser Ehe herauskommen könnte. Doch schon bald litt sie an morgendlicher Übelkeit. Sie war in der zweiten Nacht ihres Honeymoon in Nizza schwanger geworden. »Es war ein Fehler gewesen, ihn zu heiraten«, klagt sie, »aber jetzt ließ es sich nicht mehr rückgängig machen.«

Einsam und entschlossen

Am 28. Juni 1971 brachte Maye morgens um halb acht einen 3855 Gramm schweren Jungen mit einem sehr großen Kopf zur Welt.

Zuerst wollten Errol und sie ihn Nice nennen, nach der französischen Stadt, wo er gezeugt worden war. Die Geschichte hätte vielleicht einen anderen Verlauf genommen oder zumindest amüsiert reagiert, wenn der Junge mit dem Namen Nice Musk durchs Leben gegangen wäre. Stattdessen stimmte Errol – in der Hoffnung, die Haldemans glücklich zu machen – zu, den Jungen nach dieser Seite der Familie zu benennen: Elon nach Mayes Großvater Joshua Elon Haldeman und Reeve nach dem Mädchennamen von Mayes Großmutter mütterlicherseits.

Errol gefiel Elon, weil es ein Name aus der Bibel war. Später behauptete er, einer Vorahnung gefolgt zu sein. Als Kind habe er von einem Science-Fiction-Buch des Raketentechnikers Wernher von Braun mit dem Titel *Das Marsprojekt* gehört. Darin wird eine Kolonie auf dem Planeten beschrieben, die ein »Elon« regiert.

Elon weinte viel, aß viel und schlief wenig. Irgendwann beschloss Maye, ihn einfach schreien zu lassen, bis er einschlief. Aber nachdem Nachbarn die Polizei verständigt hatten, kam sie davon wieder ab. Elons Stimmungen schwankten rasch. »Wenn er nicht weinte«, erzählt seine Mutter, »war er wirklich süß.«

In den darauffolgenden zwei Jahren bekam Maye noch zwei weitere Kinder: Kimbal und Tosca. Maye verhätschelte ihre Kinder nicht. Sie durften frei herumstreifen. Es gab kein Kindermädchen, nur eine Haushälterin, die sich kaum darum kümmerte, wenn Elon mit Raketen und Knallkörpern experimentierte. Heute überrascht es ihn selbst, dass er seine Kindheit mit allen zehn Fingern überstanden hat.

Als Elon drei war, befand seine Mutter, er sei so aufgeweckt, dass er schon in den Kindergarten gehen sollte. Die Leiterin versuchte, ihr das

auszureden, und argumentierte, er wäre dann jünger als alle anderen in seiner Gruppe und sozial überfordert. Sie solle besser noch ein Jahr warten. »Das kann ich nicht«, lehnte Maye ab. »Er braucht außer mir noch jemanden zum Reden. Ich habe tatsächlich dieses Genie zum Kind.« Und damit setzte sie sich durch.

Es war ein Fehler. Elon hatte keine Freunde, und als er später in die zweite Klasse kam, schaltete er ab. »Die Lehrerin baute sich vor mir auf und schrie mich an, aber ich nahm das alles überhaupt nicht wahr«, erzählt Musk. Seine Eltern wurden zum Direktor einbestellt, der ihnen eröffnete: »Wir haben Grund zur Annahme, dass Elon zurückgeblieben ist.« Eine seiner Lehrerinnen erklärte, er sei die meiste Zeit in Trance und höre nicht zu: »Er schaut die ganze Zeit aus dem Fenster, und wenn ich ihm sage, er soll jetzt aufpassen, sagt er, ›die Blätter werden jetzt braun‹.« Errol erwiderte, Elon habe recht, die Blätter würden doch gerade braun.

Die ausweglose Situation änderte sich, als seine Eltern zustimmten, sein Hörvermögen testen zu lassen. »Sie waren der Meinung, dass es an meinen Ohren lag, also bekam ich die Mandeln rausoperiert«, erzählt er. Das besänftigte die Schulleitung, änderte aber nichts an seiner Neigung, beim Nachdenken abzuschalten und sich in seine eigene Welt zurückzuziehen. »Schon seit ich ein Kind war, stelle ich alle meine sensorischen Systeme ab, wenn ich anfangs, scharf über irgendwas nachzudenken«, sagt Elon. »Dann sehe oder höre ich nichts. Ich benutze mein Gehirn wie einen Rechner, nicht um eingehende Informationen zu verarbeiten.« Die anderen Kinder sprangen vor ihm herum und fuchtelten mit den Armen, um zu sehen, ob sie seine Aufmerksamkeit erregen konnten. Doch es funktionierte nicht. »Am besten ist es, ihn in Ruhe zu lassen, wenn er so ins Leere starrt«, sagt seine Mutter.

Was seine Probleme mit anderen noch verschlimmerte, war, dass er sich weigerte, höflich mit denjenigen umzugehen, die er für dumm hielt. »Mit dem Beginn der Schulzeit wurde er so einsam und traurig«, sagt seine Mutter. »Kimbal und Tosca schlossen gleich am ersten Tag Freundschaften und brachten Kinder mit nach Hause, aber Elon

brachte nie Freunde mit. Er wünschte sich Freunde, wusste aber einfach nicht, wie er das anstellen sollte.«

Er war einsam, sehr einsam, und dieser Schmerz brannte sich in seine Seele ein. »Als ich noch ein Kind war, habe ich eines gesagt«, erinnerte er sich in einem Interview mit der *Rolling Stone* 2017, das er während einer chaotischen Phase in seinem Liebesleben gab. »Ich möchte nie allein sein.« Das habe ich damals gesagt. »Ich möchte nie allein sein.«

Eines Tages, da war er fünf, feierte einer seiner Cousins eine Geburtstagsparty. Elon sollte, weil er sich geprügelt hatte, zur Strafe zu Hause bleiben. Er war ein sehr dickköpfiges Kind und beschloss, alleine zum Haus seines Cousins zu laufen. Das erste Problem: Das Haus befand sich am anderen Ende von Pretoria, knapp zwei Stunden zu Fuß entfernt. Das zweite Problem: Er war noch zu klein, um die Straßenschilder lesen zu können. »Ein bisschen kannte ich die Strecke, weil ich schon im Auto dorthin mitgefahren war. Ich war entschlossen hinzukommen, also marschierte ich einfach los«, sagt er. Er schaffte es tatsächlich und kam an, als die Party gerade zu Ende war. Als seine Mutter ihn die Straße entlanglaufen sah, flippte sie aus. Aus Furcht, wieder bestraft zu werden, kletterte Elon auf einen Ahornbaum und weigerte sich, herunterzukommen. Kimbal erinnert sich, unter dem Baum gestanden und ehrfürchtig zu seinem Bruder aufgeschaut zu haben. »Er besitzt diese finstere Entschlossenheit, die dich umhaut und dir manchmal geradezu Angst macht. Das ist bis heute so.«

Im Alter von acht Jahren setzte Elon sich in den Kopf, ein Mofa zu kriegen. Ja, mit acht. Er stellte sich neben den Stuhl des Vaters und trug sein Anliegen wieder und wieder vor. Als sein Vater nach der Zeitung griff und sagte, er solle still sein, blieb Elon einfach stehen. »Es war außerordentlich, das mitanzusehen«, sagt Kimbal. »Er stand einfach stumm da, dann brachte er seine Argumente wieder vor und stand erneut schweigend da.« So ging das wochenlang, jeden Abend. Am Ende gab sein Vater nach und kaufte Elon eine blau-goldene Yamaha mit fünfzig Kubik.

Elon neigte ebenfalls dazu, selbstvergessen auf eigene Faust loszulaufen, ohne sich darum zu kümmern, was die anderen machten. Bei einem Verwandtenbesuch in Liverpool ließen seine Eltern den achtjährigen Elon und seinen Bruder in einem Park zurück, wo sie spielen sollten. Weil es nicht seiner Art entsprach, an Ort und Stelle zu bleiben, machte Elon sich auf und wanderte durch die Straßen. »Irgendein Kind klaubte mich auf und brachte mich zu seiner Mutter, weil ich weinte. Dort bekam ich Milch und Kekse, und die Polizei wurde verständigt«, erinnert er sich. Als er auf der Polizeiwache seine Eltern wiedertraf, fand er daran nichts Besonderes.

»Es war schon verrückt, mich und meinen Bruder in diesem Alter in einem Park allein zu lassen«, meint er, »aber meine Eltern waren nicht so überbehütend, wie Eltern das heute sind.« Jahre später beobachtete ich ihn auf der Baustelle eines Solardachs, wo er seinen zweijährigen Sohn dabei hatte, der »X« genannt wird. Es war 22 Uhr, und zwei Scheinwerfer beleuchteten Gabelstapler und andere bewegliche Maschinen und erzeugten große Schatten. Musk setzte seinen Sohn auf den Boden, damit dieser selbst alles erforschen konnte, was er ohne Furcht tat. Während X zwischen Kabeln und Drähten herumkletterte, warf Musk gelegentlich einen Blick auf ihn, griff aber nicht ein. Erst, als sich der Kleine schließlich anschickte, auf einen der Scheinwerfer zu klettern, kam er herüber und nahm ihn auf den Arm. X zappelte und quengelte, weil ihm die Einschränkung nicht gefiel.

Später sollte Musk erzählen – und sogar darüber scherzen –, dass er das Asperger-Syndrom habe. Diese Form von autistischer Störung kann die sozialen Fähigkeiten eines Menschen beeinträchtigen, seine Beziehungen, seine emotionale Anschlussfähigkeit und seine Selbstbeherrschung. »Als er ein Kind war, wurde das nie wirklich diagnostiziert«, berichtet seine Mutter. »Aber er sagt, er hat Asperger, und ich bin mir sicher, dass das stimmt.« Der Zustand wurde durch seine Kindheitstraumata noch verschlimmert. Wann immer er später schikaniert oder bedroht wurde, erzählt sein enger Freund Antonio Garcias, erfasste die posttraumatische Belastungsstörung Elons limbisches

System, den Teil des Gehirns, der emotionale Reaktionen steuert. Eine Folge war, dass er schlecht darin war, soziale Stimuli zu verstehen. »Ich nahm es wörtlich, wenn Leute etwas sagten«, erklärt er, »und erst, als ich begann, Bücher zu lesen, lernte ich, dass Leute nicht immer sagen, was sie wirklich meinen.« Er hatte eine Vorliebe für präzisere Dinge wie Maschinenbau, Physik und Programmieren.

Wie alle Wesenszüge waren auch die Musks komplex und individuell. Er konnte sehr emotional sein, insbesondere wenn es um seine eigenen Kinder ging. Und er litt unter akuter Unruhe, wenn er allein war. Gleichzeitig fehlten ihm die emotionalen Rezeptoren für alltägliche Verbindlichkeit, für Wärme und das Bedürfnis, gemocht zu werden. Empathiefähigkeit war in ihm nicht angelegt. Oder, um es weniger gehoben auszudrücken: Er konnte ein Arschloch sein.

Die Scheidung

Maye und Errol besuchten mit drei anderen Paaren eine Art Oktoberfest. Man trank Bier und hatte Spaß, bis ein Kerl von einem anderen Tisch Maye hinterherpiff und sie »sexy« nannte. Errol war stinksauer, allerdings nicht auf den Typen. Laut Mayes Erinnerung stürzte er sich auf sie und wollte sie schlagen. Ein Freund musste ihn zurückhalten. Nach diesem Vorfall flüchtete sie zu ihrer Mutter. »Im Laufe der Zeit war er immer verrückter geworden«, sagte Maye später. »Er schlug mich, auch wenn die Kinder dabei waren. Ich erinnere mich, dass Elon, der damals fünf war, ihm in die Kniekehlen schlug, damit er aufhörte.«

Errol nennt die Anschuldigungen »totalen Müll«. Er behauptet, er habe Maye vergöttert. »In meinem ganzen Leben habe ich nie die Hand gegen eine Frau erhoben und bestimmt nicht gegen eine meiner Ehefrauen«, erklärt er. »Das ist eine Waffe der Frauen, rumzuheulen, dass der Mann sie misshandelt hätte. Zu heulen und zu lügen. Und die Waffen eines Mannes sind kaufen und unterschreiben.«

Am Morgen nach der Auseinandersetzung auf jenem Fest kam Errol zum Haus von Mayes Mutter, entschuldigte sich und bat Maye zurückzukommen. »Wag nicht noch einmal, sie anzufassen«, drohte Winnifred Haldeman. »Wenn du das wieder tust, wird sie zu mir ziehen.« Maye sagte, er habe sie danach nie mehr geschlagen, aber die Misshandlung mit Worten ging weiter. Er warf ihr vor, »langweilig, dumm und hässlich« zu sein. Die Ehe erholte sich nie mehr. Errol gab später zu, es sei seine Schuld gewesen. »Ich hatte eine sehr hübsche Frau, aber es gab immer hübschere, jüngere Mädchen. Ich habe Maye wirklich geliebt, aber ich hab's verbockt.« Sie ließen sich scheiden, als Elon acht war.

Maye und die Kinder zogen in ein Haus an der Küste, in der Nähe von Durban, etwa 600 Kilometer südlich der Gegend von Pretoria und Johannesburg. Dort schlug sie sich mit Jobs als Model und Diätberaterin durch. Das Geld war knapp. Sie kaufte ihren Kindern gebrauchte Schulbücher und -uniformen. An einigen Wochenenden und in den Ferien setzte sie die Kinder (meist ohne Tosca) in den Zug, damit sie ihren Vater in Pretoria besuchten. »Er schickte sie ohne Kleidung oder Gepäck zurück, sodass ich jedes Mal neue Sachen für sie kaufen musste«, sagt sie. »Er meinte, am Ende würde ich doch wieder zu ihm zurückkehren, weil ich so arm wäre und die Kinder nicht länger ernähren könnte.«

Wenn sie zu einem Modeljob oder einem Vortrag über Ernährung musste, ließ sie die Kinder allein zu Hause. »Ich hatte nie ein schlechtes Gewissen, weil ich Vollzeit arbeitete, denn mir blieb keine andere Wahl«, sagt sie. »Meine Kinder mussten auf sich selbst aufpassen.« Die Freiheit lehrte sie, selbstständig zu sein. Wenn sie ein Problem hatten, lautete Mayes Standardantwort: »Das kriegst du schon hin.« Kimbal erinnert sich: »Mom war nicht sanft und kuschelig, sondern hat immer gearbeitet, aber für uns war das ein Geschenk.«

Elon wurde zu einerachteule und blieb bis zur Morgendämmerung wach, um Bücher zu lesen. Wenn er sah, dass bei seiner Mutter morgens um sechs das Licht anging, kroch er ins Bett und schlief ein. Folglich hatte sie Probleme, ihn rechtzeitig für die Schule wach zu

Der Umzug

Mit zehn Jahren traf Elon eine schicksalhafte Entscheidung, die er später zutiefst bereuen sollte. Er beschloss, zu seinem Vater zu ziehen. Dafür nahm er allein den gefährlichen Nachtzug von Durban nach Johannesburg. Als er seinen wartenden Vater auf dem Bahnhof entdeckte, strahlte er »vor Freude wie die Sonne«, wie Errol sagt. »Hi, Dad, lass uns einen Hamburger holen!«, rief er. An jenem Abend krabbelte er zu seinem Vater ins Bett und blieb die ganze Nacht über dort.

Warum hat er sich entschieden, zu seinem Vater zu ziehen? Elon seufzt und schweigt fast eine Minute, als ich ihn das frage. »Mein Dad war einsam, so einsam, und ich fand, ich sollte ihm Gesellschaft leisten«, meint er schließlich. »Er hat psychologische Tricks benutzt.« Außerdem liebte er seine Großmutter, Errols Mutter Cora, die Nana genannt wurde. Sie überzeugte ihn davon, dass es unfair sei, dass seine Mutter alle drei Kinder habe und sein Vater keins.

In gewisser Weise war der Umzug zu seinem Vater gar nicht so verwunderlich. Elon war noch ein Kind, in sozialer Hinsicht unsicher, und er hatte keine Freunde. Seine Mutter war liebevoll, aber überarbeitet, abgelenkt und verletzlich. Sein Vater war dagegen angeberisch und männlich. Ein großer Kerl mit riesigen Pranken und faszinierender Ausstrahlung. Damals besaß er ein goldfarbenedes Rolls-Royce-Cabrio und, noch wichtiger, zwei mehrbändige Enzyklopädien, viele weitere Bücher und jede Menge Werkzeuge.

All das erschien reizvoll für einen Zehnjährigen, und so hatte Elon entschieden, bei ihm zu wohnen. »Das erwies sich als richtig schlechte Idee«, sagt er. »Ich hatte bis dahin nicht gewusst, wie furchtbar er war.« Vier Jahre später folgte Kimbal ihm: »Ich wollte meinen Bruder nicht mit ihm allein lassen. Mein Dad hat meinem Bruder ein schlechtes Gewissen gemacht, damit er zu ihm zog. Und dann hat er mir ein schlechtes Gewissen gemacht.«

»Warum wollte er bei jemandem leben, der allen wehtat?«, fragte sich Maye Musk vierzig Jahre später. »Warum hat er nicht ein glückliches Zuhause vorgezogen?« Sie schweigt einen Moment lang. »Vielleicht weil er einfach so ist.«

Nachdem die Jungs bei ihm waren, halfen sie Errol, im Timbavati-Wildreservat, einer unberührten Buschgegend etwa 480 Kilometer östlich von Pretoria, eine Lodge zu errichten, die man an Touristen vermieten konnte. In der Bauphase schliefen sie nachts gleich neben dem Feuer, die Browning-Gewehre stets griffbereit. Als Ingenieur beschäftigte sich Errol eingehend mit den Eigenschaften verschiedener Materialien: Die Ziegel waren aus Lehm, das Dach aus Gras und die Fußböden aus Glimmer, ein guter Isolator gegen die Hitze. Auf der Suche nach Wasser rissen Elefanten oft die Rohre heraus, und regelmäßig drangen Affen in die Pavillons ein und hinterließen dort ihre Haufen, sodass es für die Jungs viel Arbeit gab.

Elon begleitete häufig Gäste auf die Jagd. Obwohl er nur über eine 22-Kaliber-Büchse verfügte, hatte die eine gute Reichweite, und er wurde damit zum erfahrenen Schützen. Er gewann sogar bei einem lokalen Wettbewerb im Tontaubenschießen, allerdings verweigerte man ihm den Preis – eine Kiste Whiskey –, weil er dafür noch zu jung war.

Als Elon neun war, nahm sein Vater ihn, Kimbal und Tosca mit auf eine Amerikareise. Sie fuhren von New York durch den Mittleren Westen bis hinunter nach Florida. Elon fing damals Feuer für die mit Münzen zu betreibenden Videospielautomaten, die in den Lobbys der Motels herumstanden. »Das war die mit Abstand spannendste Sache«, sagte er. »So was gab es damals in Südafrika noch nicht.« Errol legte während der Reise eine Mischung aus Extravaganz und Sparsamkeit an den Tag. So mietete er zwar einen Thunderbird, übernachtete mit den Kindern aber in billigen Absteigen. »Als wir in Orlando ankamen, weigerte mein Vater sich, mit uns Disney World zu besuchen, weil es zu teuer war«, erinnert Musk sich. »Ich glaube, wir waren dann stattdessen in irgendeinem Wasserpark.« Wie so oft hat Errol eine andere

Version der Geschichte parat. Er behauptet, sie seien auch in Disney World gewesen, wo Elon vor allem die Fahrt durchs Spukhaus gefallen habe, und auch im Six Flags Over Georgia. »Auf der Reise habe ich ihnen immer wieder gesagt: ›Amerika ist der Ort, wo ihr eines Tages leben werdet.«

Zwei Jahre später nahm er die drei mit nach Hongkong. »Mein Vater hatte da einerseits tatsächlich geschäftlich zu tun, ging aber auch mit irgendwas hausieren«, erinnert sich Musk. »Er ließ uns im Hotel zurück, das ziemlich runtergekommen war, und gab uns nur ungefähr 50 Dollar. Dann verschwand er für zwei Tage.« Sie schauten sich Samurai- und Zeichentrickfilme auf dem Hotelfernseher an, ließen Tosca aber auch zurück und streiften durch die Straßen der Stadt, um in Elektrogeschäften gratis Videospiele auszuprobieren. »Heutzutage würde jemand den Jugendschutz verständigen, wenn einer machen würde, was unser Dad getan hat«, sagt Musk, »aber für uns war es damals ein wunderbares Erlebnis.«

Eine Bande von Cousins

Nachdem Elon und Kimbal zu ihrem Vater in einen Vorort von Pretoria gezogen waren, siedelte Maye ins nahe Johannesburg um, damit die Familie leichter zusammen sein konnte. Freitags fuhr sie zu Errols Haus, um die Jungs abzuholen. Dann besuchten sie ihre Großmutter, die unerschütterliche Winnifred Haldeman. Ihren Hühncheneintopf hassten die Kinder dermaßen, dass Maye hinterher immer mit ihnen Pizza essen ging.

Normalerweise übernachteten Elon und Kimbal dann im Haus neben dem der Großmutter, wo Mayes Schwester Kaye Rive und deren drei Söhne wohnten. Die fünf Cousins – Elon und Kimbal Musk sowie Peter, Lyndon und Russ Rive – wurden zu einer eingeschworenen und manchmal kampflustigen Truppe junger Abenteurer. Maye war nach-

sichtiger und weniger behütend als ihre Schwester. Deshalb konspirierten die Jungs mit ihr, wenn sie ein Abenteuer ausheckten. »Wenn wir zum Beispiel zu einem Konzert nach Johannesburg wollten, dann sagte sie zu ihrer Schwester: ›Ich bringe die Jungs heute Abend zu einem Camp von der Kirche‹«, schmunzelt Kimbal. »Dann setzte sie uns ab, und wir zogen los, um Unsinn zu machen.«

Solche Ausflüge konnten gefährlich sein. »Bei einem Zwischenstopp des Zuges gab es einmal eine fürchterliche Schlägerei. Wir sahen, wie ein Kerl ein Messer in den Leib gerammt bekam«, sagt Peter Rive. »Wir versteckten uns im Abteil, bis sich die Türen schlossen und es weiterging. Manchmal stieg auch eine Gang in den Zug, um irgendwelche Rivalen zu verfolgen. Die Typen randalierten dann durch die Waggons und schossen mit Maschinenpistolen um sich.«

Einige der Konzerte, die die Jungs damals besuchten, waren Protestaktionen gegen die Apartheid, so wie jenes 1985 in Johannesburg, zu dem 100 000 Menschen zusammenkamen. Auch bei solchen Veranstaltungen kam es immer wieder zu Raufereien. »Wir versuchten nicht, uns vor der Gewalt zu verstecken, wir lernten, sie zu überleben«, sagt Kimbal. »Das lehrte uns, keine Angst zu haben, aber auch keine wirklich verrückten Sachen zu tun.«

Elon erwarb sich den Ruf des besonders Furchtlosen. Wenn die Cousins ins Kino gingen und andere Leute lärmten, dann war er derjenige, der hinging und sie aufforderte, leise zu sein. Sogar wenn sie viel größer oder älter waren als er. »Es ist für ihn eine große Sache, sich bei seinen Entscheidungen nicht von Furcht beeinflussen zu lassen«, sagt sein Cousin Peter. »Und das war auch schon so, als er noch ein Kind war.«

Elon galt auch als derjenige, der am meisten auf Wettbewerb aus war. Als sie einmal mit den Fahrrädern auf dem Weg von Pretoria nach Johannesburg waren, trat er so heftig in die Pedale, dass er den anderen weit voraus war. Die stiegen ab und ließen sich per Anhalter von einem Pick-up mitnehmen. Als sie Elon eingeholt hatten, war er so wütend, dass er mit Fäusten auf sie losging. Es sei ein Rennen gewesen, sagte er, und sie hätten geschummelt.

Solche Auseinandersetzungen gab es oft. Häufig fanden die Schlägereien in der Öffentlichkeit statt. Auf ihre Umgebung schienen die Jungs dabei gar nicht zu achten. Eine der vielen Prügeleien zwischen Elon und Kimbal ereignete sich auf einem Jahrmarkt. »Sie rangen miteinander und schlugen sich gegenseitig zu Boden«, erinnert sich Peter. »Die umstehenden Leute flippten aus, und ich musste denen sagen: ›Das ist keine große Sache. Die Jungs sind Brüder.« Obwohl es meist um Kleinigkeiten ging, konnten sie einander übel mitspielen. »Um zu gewinnen, musste man der Erste sein, der zuschlug oder dem anderen in die Eier trat«, sagt Kimbal. »Dann war der Kampf zu Ende, weil du nicht weitermachen kannst, wenn du einen Tritt in die Eier abgekriegt hast.«

Der Schüler

Musk war ein guter Schüler, aber kein Superstar. Mit neun und zehn Jahren hatte er Bestnoten in Englisch und Mathe. »Schnell begreift er neue mathematische Konzepte«, schrieb sein Lehrer. In seinen Zeugnissen gab es aber auch immer wieder Bemerkungen wie diese: »Er arbeitet extrem langsam, entweder weil er träumt oder weil er etwas tut, das er nicht machen soll.« – »Selten bringt er etwas zu Ende. Im kommenden Jahr muss er sich auf seine Arbeit konzentrieren und während des Unterrichts nicht vor sich hin träumen.« – »Seine Aufsätze zeigen eine lebhaftere Fantasie, aber er wird nicht immer rechtzeitig fertig.« Seine durchschnittlichen Ergebnisse, bevor er auf die Highschool kam, waren 83 von 100 Punkten.

Nachdem er an der staatlichen Highschool gemobbt und verprügelt worden war, steckte sein Vater ihn in eine Privatschule, die Pretoria Boys High School. Nach englischem Vorbild herrschten dort strenge Regeln, man schlug die Schüler mit dem Stock, Kirchgang war Pflicht, ebenso das Tragen einer Schuluniform. An der neuen Schule erzielte

Elon exzellente Noten, mit Ausnahme von zwei Fächern: Afrikaans (im letzten Jahr erreichte er nur 61 von 100 Punkten) und Religion («strengt sich nicht an«, notierte der Lehrer). »Ich habe nicht wirklich viel Mühe in Dinge investiert, die ich bedeutungslos fand«, sagt Elon. »Dann las ich lieber oder spielte Videospiele.« In Physik bekam er in seinem Abschlusszeugnis ein A, aber – etwas überraschend – in Mathe nur ein B.

In seiner Freizeit bastelte er gern kleine Raketen und experimentierte mit verschiedenen Mixturen, zum Beispiel mit Chlor für Swimmingpools und Bremsflüssigkeit, um zu sehen, was am heftigsten knallte. Er lernte auch Zaubertricks und Hypnotisieren. Einmal machte er Tosca glauben, sie sei ein Hund, und brachte sie dazu, grünen Speck zu essen.

Wie später auch in Amerika dachten die Cousins sich alle möglichen unternehmerischen Projekte aus. Einmal produzierten sie zu Ostern Schokoladeneier, die sie in Folie wickelten und in der Nachbarschaft verkauften. Dabei kam Kimbal ein genialer Gedanke. Anstatt die Eier billiger anzubieten als die aus dem Supermarkt, verlangten sie mehr dafür. »Manche Leute weigerten sich, das zu bezahlen«, lacht er, »aber wir erklärten ihnen, ›damit unterstützt ihr künftige Kapitalisten‹.«

Lesen blieb Elons seelische Rückzugsmöglichkeit. Manchmal vertiefte er sich für einen ganzen Nachmittag und den Großteil der Nacht in die Lektüre, auch mal neun Stunden am Stück. Wenn die Familie bei Bekannten eingeladen war, dann verschwand er in der Bibliothek der Gastgeber. Ging es in die Stadt, setzte er sich ab, und sie fanden ihn später in einer Buchhandlung wieder, wo er geistesabwesend am Boden saß. Er war auch ein großer Comicfan. Die unbeirrbare Leidenschaft der Superhelden beeindruckte ihn. »Immer versuchen sie, die Welt zu retten. Mit außen getragener Unterhose oder in diesen hautengen Rüstungen, was ja ziemlich seltsam ist, wenn man so darüber nachdenkt«, sagt er. »Aber sie versuchen *wirklich*, die Welt zu retten.«

Musk arbeitete sich auch durch die beiden Enzyklopädien seines Vaters und wurde nach Aussagen seiner in ihn vernarrten Mutter und

Existenzkrise

Als Musk noch klein war, nahm seine Mutter ihn hin und wieder mit in die Sonntagsschule der örtlichen anglikanischen Kirche, wo sie auch unterrichtete. Das klappte nicht gut. Sie erzählte ihrer Klasse Geschichten aus der Bibel, und er stellte sie infrage. »Was meinst du mit ›die Wasser teilten sich‹?«, fragte er. »Das ist unmöglich.« Als sie die Geschichte vortrug, wie Jesus die Menge mit Broten und Fischen speiste, entgegnete er, dass Dinge sich nicht aus dem Nichts materialisieren könnten. Nachdem er getauft worden war, sollte er auch an der Kommunion teilnehmen, doch auch die zog er in Zweifel: »Ich nahm das Blut und den Leib Christi zu mir, was schon seltsam genug ist, wenn du noch ein Kind bist. Ich fragte also: ›Was zur Hölle soll das sein? Eine abartige Metapher für Kannibalismus?‹« Daraufhin beschloss Maye, Elon an den Sonntagmorgen lieber zu Hause lesen zu lassen.

Sein Vater, der gottesfürchtiger war, machte Elon klar, dass es Dinge gibt, die wir mit unseren begrenzten Sinnen und unserem Verstand nicht erfassen können. »Es gibt keine atheistischen Piloten«, pflegte er zu sagen, und Elon erwiderte dann immer, »in Prüfungszeiten gibt's keine Atheisten«. Elon kam früh zu dem Schluss, dass die Wissenschaft Dinge erklären könne und es daher nicht nötig sei, einen Schöpfer oder eine Gottheit zu beschwören, der oder die in unser Leben eingreift.

Ab der Teenagerzeit machte es ihm jedoch zunehmend zu schaffen, dass irgendetwas fehlte. Weder die religiösen noch die wissenschaftlichen Erklärungen könnten die wirklich großen Fragen beantworten, meint er. *Woher kommt das Universum, und warum existiert es überhaupt?* Die Physik könne einen alles über das Universum lehren, nur nicht den Grund dafür. Das habe zu einer »adoleszenten Existenzkrise« geführt, wie Musk diese Phase nennt: »Ich wollte unbedingt

rauskriegen, worin die Bedeutung des Lebens und des Universums besteht. Und es deprimierte mich richtig, dass das Leben vielleicht keinerlei Bedeutung hat.«

Als braver Bücherwurm stellte er sich diesen Fragen mittels Lektüre. Zunächst beging er dabei den typischen Fehler ängstlicher Jugendlicher und las existenzialistische Philosophen wie Nietzsche, Heidegger und Schopenhauer. Was bewirkte, dass seine Verwirrung in Verzweiflung umschlug. »Ich empfehle nicht, als Teenager Nietzsche zu lesen«, warnt er. Glücklicherweise rettete ihn die Science-Fiction, diese Quelle der Weisheit für Video spielende Kids mit hyperaktivem Intellekt. So pflügte er sich durch die gesamte Sci-Fi-Abteilung seiner Schul- und der Stadtbibliothek. Anschließend drängte er die Bibliothekare, Nachschub zu besorgen.

Einer seiner Lieblingstitel war Robert A. Heinleins *The Moon Is a Harsh Mistress*, ein Roman über eine Strafkolonie auf dem Mond. Die wird von einem Supercomputer mit Spitznamen Mike beherrscht, der über ein Ichbewusstsein und Sinn für Humor verfügt. Bei einem Aufstand in der Strafkolonie opfert der Computer sein Leben. Das Buch handelt von einem Thema, das in Musks Leben eine zentrale Rolle spielen sollte: Wird künstliche Intelligenz sich dahin gehend entwickeln, dass sie der Menschheit nützt und sie beschützt, oder werden Maschinen eigene Ziele entwickeln und so zu einer Bedrohung für den Menschen?

Dies ist auch das Hauptthema eines weiteren seiner Lieblingswerke, der *Foundation*-Trilogie von Isaac Asimov. Darin geht es um Gesetze für Roboter, die dafür sorgen, dass diese nicht außer Kontrolle geraten. In der letzten Szene seines Buchs *Das galaktische Imperium* von 1985 lässt Asimov einen Roboter das fundamentalste dieser Gesetze erklären, das »Nullte Robotergesetz«: »Ein Roboter darf der Menschheit keinen Schaden zufügen oder durch seine Untätigkeit gestatten, dass die Menschheit zu Schaden kommt.« Die Helden der Reihe entwickeln den Plan, Siedler in ferne Regionen der Galaxie zu entsenden, um das menschliche Bewusstsein angesichts eines drohenden finsternen Zeitalters zu bewahren.

Mehr als dreißig Jahre später setzte Musk einen Tweet ab, wie diese Ideen ihn dazu motivierten, die Menschen zu einer den Weltraum bereisenden Spezies zu machen und künstliche Intelligenz in den Dienst der Menschheit zu stellen. »Foundation-Serie & Nulltes Gesetz sind für die Schaffung von SpaceX fundamental.«

Per Anhalter

Der Science-Fiction-Titel, der seine Jahre der Suche am meisten beeinflusste, war Douglas Adams' *Per Anhalter durch die Galaxis*. Die schwungvoll ironische Geschichte prägte Musks Philosophie und seinen skurrilen Humor. »*The Hitchhiker's Guide*«, sagt er, »half mir aus meiner existenziellen Depression, und ich habe schnell begriffen, dass diese Story in jeglicher Hinsicht erstaunlich komisch war.«

Sie handelt von einem Menschen namens Arthur Dent, den ein vorbeifliegendes Raumschiff rettet – und zwar Sekunden bevor die Erde von einer außerirdischen Zivilisation zerstört wird, die eine Hyperraum-Umgehungsstraße bauen will. Zusammen mit seinem außerirdischen Retter erforscht Dent diverse Winkel der Galaxie, die von einem zweiköpfigen Präsidenten regiert wird, der »Unermesslichkeit zu einer Kunstform erhoben hat«. Die Bewohner der Galaxie sind auf der Suche nach dem Sinn des Lebens, des Universums und des ganzen Rests. Sie haben einen Supercomputer gebaut, der nach sieben Millionen Jahren die Antwort ausspuckt: 42. Als das ein irritiertes Gejammer auslöst, erwidert der Computer: »Das ist definitiv die Antwort. Um ganz ehrlich zu euch zu sein, ich glaube, das Problem ist, dass ihr tatsächlich noch nie gewusst habt, wie die Frage lautet.« Das hat Musk sich gemerkt: »Aus dem Buch nahm ich mit, dass wir den Entfaltungsspielraum unseres Bewusstseins erweitern müssen, damit wir eher in der Lage sind, Fragen bezüglich der Antwort zu stellen. Und diese Antwort ist das Universum.«

Das Buch *Per Anhalter durch die Galaxis* in Kombination mit Musks späterer Begeisterung für Videogames und Tabletop-Simulationsspiele führten zu einer lebenslangen Faszination für den quälenden Gedanken, dass wir vielleicht nur Spielfiguren in einer Simulation irgendwelcher Wesen höherer Ordnung sein könnten. Oder wie Adams schreibt: »Es gibt eine Theorie, die besagt, wenn jemals irgendwer genau herausfindet, wozu das Universum da ist und warum es da ist, dann verschwindet es auf der Stelle und wird durch etwas noch Bizarres und Unbegreiflicheres ersetzt. Es gibt eine andere Theorie, nach der das schon passiert ist.«

Blastar

In den späten 1970ern waren Geeks weltweit süchtig nach dem Rollenspiel *Dungeons & Dragons*. Elon, Kimbal und ihre Cousins vertieften sich, um einen Tisch sitzend und geleitet von Rollenkarten und Würfelglück, in die Fantasyabenteuer. Einer der Mitspieler fungierte dabei als Dungeon Master (Kerkermeister) und eine Art Schiedsrichter.

Normalerweise spielte Elon den Dungeon Master, und zwar mit überraschender Nachsicht. »Sogar als Kind verfügte er über eine Menge verschiedener Seiten und Stimmungen«, sagt sein Cousin Peter Rive. »Als Dungeon Master war er unglaublich geduldig, was meiner Erfahrung nach nicht immer seine Grundeinstellung ist, wenn Sie wissen, was ich meine. Aber manchmal passiert es doch, und dann ist es einfach wunderbar.« Anstatt seinem Bruder und den Cousins Druck zu machen, wurde er sehr analytisch, um ihnen die Optionen zu erklären, die sie in der jeweiligen Situation hatten.

Gemeinsam nahmen sie als jüngste Spieler an einem Turnier in Johannesburg teil. Der Dungeon Master der Veranstaltung stellte ihnen eine Aufgabe: Ihr müsst diese Frau retten, indem ihr rauskriegt,

wer der Bösewicht ist, und ihn dann umlegt. Elon sah den Dungeon Master an und sagte: »Ich glaube, du bist der Bösewicht.« Elon hatte recht, und damit war das Spiel, das eigentlich ein paar Stunden hätte dauern sollen, zu Ende. Die Organisatoren beschuldigten sie, gemogelt zu haben, und wollten ihnen zunächst den Preis verweigern. Aber Musk setzte sich durch. »Diese Typen waren Idioten«, sagt er. »Das war so offensichtlich.«

Um seinen elften Geburtstag herum entdeckte Elon zum ersten Mal einen Computer. Das war in einer Shoppingmall in Johannesburg, und minutenlang stand er einfach nur da und starrte das Ding an. »Ich hatte Computerzeitschriften gelesen«, erzählt er, »aber noch nie zuvor einen echten Computer gesehen.« Wie bei dem Mofa lag er seinem Vater damit in den Ohren, ihm einen zu kaufen. Errol hatte eine seltsame Aversion gegen Computer und war der Meinung, diese Dinge seien zu nichts anderem zu gebrauchen als für zeitvergeudende Spiele. Also sparte Elon das Geld, das er mit allen möglichen Jobs verdiente, und kaufte sich einen Commodore VIC-20, einen der frühesten Personal Computer. Mit dem konnte er Spiele wie *Galaxian* und *Alpha Blaster* spielen, bei dem man versuchen muss, die Erde vor außerirdischen Invasoren zu retten.

Zum Computer gehörte ein Kurs, in dem man lernte, in BASIC zu programmieren, und zwar in Lektionen von insgesamt sechzig Stunden. »Ich machte das in drei Tagen und tat kaum ein Auge zu«, erinnert sich Musk. Wenige Monate später riss er aus der Zeitung eine Anzeige für ein Universitätsseminar über Personal Computer heraus und erklärte seinem Vater, dass er da unbedingt hinwolle. Doch der lehnte ab. Die Teilnahme kostete ungefähr 400 Dollar, und das Seminar war nicht für Kinder gedacht. Elon argumentierte, es sei »unerlässlich«. Wieder blieb er einfach neben seinem Vater stehen und starrte vor sich hin. In den kommenden Tagen holte Elon die Anzeige immer wieder aus seiner Tasche und erneuerte die Forderung. Schließlich konnte sein Vater die Universität überreden, Elon zu einem günstigeren Preis hinten im Saal zuhören zu lassen. Als Errol ihn nach der Veranstaltung abholen kam, fand er Elon ins Gespräch mit drei Professo-

ren vertieft. »Dieser Junge braucht einen neuen Computer«, verkündete einer von ihnen.

Nachdem er an seiner Schule eine Prüfung im Programmieren mit Bravour gemeistert hatte, bekam er einen IBM PC/XT und brachte sich selbst das Programmieren mit Pascal und Turbo C++ bei. Im Alter von 13 Jahren war er imstande, ein Videospiel zu erfinden, das er *Blastar* nannte. Dazu benutzte er 123 Zeilen BASIC und irgendeine einfache Assemblersprache, um die Grafiken zum Laufen zu bringen. Elon schickte das Spiel an die Zeitschrift *PC and Office Technology*. Es erschien in der Dezemberausgabe des Jahres 1984 mit einer kurzen Erklärung: »In diesem Spiel muss man einen außerirdischen Raumfrachter zerstören, der tödliche Wasserstoffbomben und Status Beam Machines an Bord hat.« Obwohl unklar blieb, was eine Status Beam Machine ist, klang das Konzept cool. Die Zeitschrift zahlte ihm 500 Dollar. Elon verkaufte dem Magazin noch zwei weitere Spiele, eins im Stil von *Donkey Kong* und ein anderes, bei dem Roulette und Blackjack simuliert wurden.

So begann seine lebenslange Sucht nach Videospielen. »Wenn man mit Elon spielt, dann spielt man so ziemlich nonstop, bis man irgendwann was essen muss«, erzählt Peter Rive. Bei einem Ausflug nach Durban kam Elon dahinter, wie man die Arcade-Automaten in einer Mall hackte. Er schaffte es, das System kurzzuschließen, sodass sie ohne Münzen stundenlang spielen konnten.

Dann kam Elon ein noch toller Gedanke: gemeinsam mit den Cousins einen eigenen Spielsalon mit Videogames aufmachen. »Wir wussten genau, welche Spiele am beliebtesten waren, also erschien es uns als eine sichere Sache«, sagt Elon. Er rechnete aus, wie die Einnahmen die Miete für die Automaten finanzieren könnten. Aber als die Jungs sich bei der Stadtverwaltung um eine Genehmigung bemühten, erklärte man ihnen, dass jemand über achtzehn den Antrag unterschreiben müsse. Kimbal, der die dreißig Seiten Formulare ausgefüllt hatte, war klar, dass sie Errol nicht fragen konnten: »Er war einfach ein zu harter Brocken. Also gingen wir zu Russ' und Petes Dad. Aber der rastete aus. Und damit hatte sich die ganze Sache erledigt.«

Jekyll und Hyde

Im Alter von siebzehn Jahren und damit nach sieben Jahren bei seinem Vater wurde Elon klar, dass er dort wegmusste. Das Leben mit Errol war immer nervenaufreibender geworden. Es gab Zeiten, in denen er jovial und witzig war, aber gelegentlich wurde er düster, verletzte mit Worten und war wie besessen von Fantasien und Verschwörungsideen. »Seine Laune konnte sich schlagartig ändern«, sagt Tosca. »Alles konnte super sein, doch dann wurde er innerhalb einer Sekunde gemein und sprühte vor Hass.« Es war fast, als besäße er eine gespaltene Persönlichkeit. »In einer Minute war er superfreundlich«, sagt Kimbal, »in der nächsten schrie er dich an, belehrte dich über Stunden – tatsächlich zwei oder drei Stunden lang, während er dich zwang, einfach dazustehen. Dann nannte er dich nutzlos, erbärmlich, machte fiese Bemerkungen, die Narben hinterließen, und erlaubte dir nicht zu gehen.«

Elons Cousins kamen nur noch selten zu Besuch. »Man wusste nie, was einen erwartet«, sagt Peter Rive. »Manchmal meinte Errol so was wie: ›Ich hab neue Mofas besorgt, also lasst uns damit losbrettern‹. Ein anderes Mal war er sauer, drohte und, ja verdammt, zwang einen, die Toiletten mit einer Zahnbürste zu schrubben.« Nachdem Peter mir das erzählt hat, schweigt er einen Moment und bemerkt dann, leicht zögernd, dass Elon manchmal auch solche Stimmungsschwankungen hat. »Wenn Elon gut drauf ist, dann ist das die coolste, witzigste Sache der Welt. Und wenn er schlecht drauf ist, dann wird er richtig düster, und dann bewegt man sich wie auf Eiern.«

Eines Tages kam Peter zu Besuch und fand Errol in Unterwäsche mit einem Roulettekessel am Küchentisch sitzend vor. Er versuchte herauszufinden, ob die Mikrowelle einen Einfluss darauf hätte. Er drehte den Kessel, schrieb das Ergebnis auf, drehte ihn dann wieder, stellte ihn in die Mikrowelle und schrieb erneut die Zahl auf. »Das war

verrückt«, sagt Peter. Errol war überzeugt, ein System finden zu können, mit dem er gewinnen würde. Viele Male schleppte er Elon ins Casino von Pretoria. Chic angezogen, damit er älter als sechzehn aussah. Dort musste er die Zahlen mitschreiben, während Errol einen Taschenrechner benutzte, den er unter einer Wettkarte verbarg.

Elon ging in die Bibliothek, las ein paar Bücher über Roulette und schrieb sogar ein Roulette-Simulationsprogramm auf seinem Computer. Anschließend versuchte er, seinen Vater davon zu überzeugen, dass keiner seiner Pläne funktionieren würde. Doch Errol glaubte fest daran, dass er eine tiefere Wahrheit über Wahrscheinlichkeit entdeckt hatte. Und, wie er mir später erklärte, eine »fast absolute Lösung für alles, was man Zufälligkeit nennt«. Als ich ihn bat, das zu erklären, sagte er: »Es gibt keine ›zufälligen Ereignisse‹ oder ›Glück‹. Alle Ereignisse richten sich nach der Fibonacci-Folge, so wie die Mandelbrot-Menge. Ich habe den Zusammenhang zwischen ›Glück‹ und der Fibonacci-Folge entdeckt. Das ist das Thema einer wissenschaftlichen Arbeit. Wenn ich das bekannt mache, werden alle Aktivitäten, die auf ›Zufall‹ beruhen, ruiniert sein, also habe ich meine Zweifel, ob ich es tun soll.«

Ich war mir nicht ganz sicher, was das alles bedeuten sollte. Elon auch nicht: »Ich weiß nicht, wie er von einem großartigen Ingenieur zu jemand werden konnte, der an Zauberei glaubt. Aber irgendwie hat er diese Entwicklung hingekriegt.« Errol kann sehr nachdrücklich und manchmal sogar überzeugend sein. »Er verändert die Realität um sich herum«, sagt Kimbal. »Er erfindet einfach irgendetwas und glaubt dann tatsächlich selbst an seine falsche Realität.«

Manchmal stellte Errol gegenüber seinen Kindern weitreichende Behauptungen auf, die jeglicher Fakten entbehrten, etwa als er darauf beharrte, in den USA würde der Präsident für göttlich gehalten und dürfe nicht kritisiert werden. Ein anderes Mal dachte er sich fantasievolle Geschichten aus, die ihn selbst als Held oder Opfer erscheinen ließen. Das alles trug er mit einer solchen Überzeugung vor, dass Elon und Kimbal ihren eigenen Blick auf die Realität anzweifelten. »Können Sie sich vorstellen, so aufzuwachsen?«, fragt Kimbal. »Das war

seelische Folter. Und es steckt einen an. Am Ende fragt man sich, was ist real?»

Auch ich fand mich gefangen in Errols Lügengespinnst wieder. In einer Serie von Anrufen und E-Mails lieferte er mir über zwei Jahre hinweg verschiedene Berichte über seine Beziehung zu und seine Gefühle für seine Kinder, Maye und seine Stieftochter, mit der er zwei Kinder bekommen sollte (dazu später mehr). »Elon und Kimbal haben ihr eigenes Narrativ darüber entwickelt, wie ich war, und es stimmt nicht mit den Fakten überein«, behauptet er. Ihre Geschichten über seelische Misshandlung, darauf besteht er, würden nur erzählt, um ihrer Mutter zu gefallen. Aber als ich nachhake, sagt er, ich solle ruhig ihre Version nehmen. »Es ist mir egal, wenn sie sich für ein anderes Narrativ entscheiden, solange sie glücklich sind. Mir liegt nichts daran, dass mein Wort gegen ihres steht. Ich überlasse ihnen die Bühne.«

Wenn er über seinen Vater spricht, entkommt Elon manchmal ein irgendwie raues, bitteres Lachen. Es ähnelt dem seines Vaters. Einige Wörter, die Elon verwendet, seine Art zu starren, der plötzliche Wechsel von fröhlich zu düster zurück zu fröhlich erinnert seine Familienangehörigen daran, dass in ihm ein Errol lauert. »Ich sah Schatten dieser furchtbaren Storys, die Elon mir erzählt hat, in seinem eigenen Verhalten auftauchen«, sagt Elons erste Frau Justine. »Das hat mir klargemacht, wie schwer es ist, nicht davon geprägt zu werden, womit wir aufwachsen, selbst wenn es nicht das ist, was wir wollen.« Hin und wieder wagte sie zu sagen, »du wirst wie dein Vater«. Sie erklärt, »das war unser codierter Hinweis, um ihn davor zu warnen, dass er ins Reich der Finsternis abdriftete«.

Justine sagt allerdings auch, dass Elon, der sich emotional immer auf ihre gemeinsamen Kinder eingelassen hat, auf fundamentale Weise anders sei als sein Vater: »Bei Errol spürte man, dass in seiner Nähe wirklich schlimme Sachen passieren konnten. Während man im Fall einer Zombie-Apokalypse lieber in Elons Team wäre, weil ihm etwas einfallen würde, um mit diesen Zombies fertigzuwerden. Er mag sehr

hart sein, aber am Ende des Tages kann man ihm vertrauen; er wird einen Weg aus der Misere finden.«

Damit das passieren konnte, musste er weiterziehen. Es war an der Zeit, Südafrika zu verlassen.

One-Way-Ticket

Musk begann, seine Mutter und seinen Vater zu drängen. Er wollte beide davon überzeugen, dass sie mit ihm und seinen Geschwistern in die USA übersiedelten. Keiner von beiden hatte Interesse daran. »Das hieß dann wohl, na gut, gehe ich eben alleine«, sagt er.

Zunächst versuchte er, die amerikanische Staatsbürgerschaft zu bekommen, weil der Vater seiner Mutter in Minnesota geboren war. Doch das misslang, da seine in Kanada geborene Mutter nie Anspruch auf die US-Staatsbürgerschaft erhoben hatte. So kam er zu dem Schluss, dass es vielleicht ein leichter erster Schritt wäre, nach Kanada zu gehen. Er ging zum kanadischen Konsulat, besorgte Antragsformulare für einen Pass und füllte diese nicht nur für sich, sondern auch für seine Mutter, seinen Bruder und seine Schwester aus (nicht für den Vater). Die Genehmigungen kamen Ende Mai 1989.

»Ich wäre schon am nächsten Morgen losgezogen, aber Flugtickets waren damals günstiger, wenn man sie 14 Tage im Voraus kaufte«, sagt er. »Also musste ich diese zwei Wochen noch abwarten.« Am 11. Juni 1989, gute zwei Wochen vor seinem 18. Geburtstag, aß er noch mit seinem Vater und den Geschwistern im Cynthia's, Pretorias feinstem Restaurant, zu Abend, bevor sie ihn zum Flughafen Johannesburg brachten. Zum Abschied habe sein Vater verächtlich gesagt: »In ein paar Monaten wirst du wieder da sein. Du wirst niemals Erfolg haben.«

Wie immer hat Errol seine eigene Version der Geschichte. Eine, in der er den Actionhelden gibt. Laut seiner Aussage litt Elon in seinem

letzten Jahr an der Highschool unter ernststen Depressionen. Am Republic Day, dem 31. Mai 1989, erreichte seine Verzweiflung einen Höhepunkt. Die Familie wollte sich die Parade ansehen gehen, doch Elon weigerte sich, aus dem Bett aufzustehen. Da lehnte sein Vater sich an den großen Schreibtisch in Elons Zimmer, auf dem sein viel genutzter Computer stand, und fragte: »Möchtest du in Amerika studieren?« Elon horchte auf. »Ja«, sagte er. Errol behauptet: »Es war meine Idee. Bis dahin hatte er nie erwähnt, dass er nach Amerika wollte. Also sagte ich: ›Na gut, dann solltest du morgen mal den amerikanischen Kulturattaché aufsuchen, einen Freund von mir bei den Rotariern.«

Die Geschichte seines Vaters, stellt Elon klar, sei nur wieder eine dieser aufwendigen Fantasien, die ihn als Helden zeigten. In diesem Fall ließ sie sich leicht widerlegen. Am Republic Day 1989 hatte Elon sich bereits seinen kanadischen Pass besorgt und ein Flugticket gekauft.

Einwanderer

Da sein Vater immer mal wieder Erfolg als Geschäftsmann hatte, entstand die irrige Annahme, Musk sei 1989 mit einer Menge Geld in Nordamerika angekommen, womöglich gar die Taschen voll mit Smaragden. Bisweilen befeuerte Errol diese Sichtweise. Doch in Wirklichkeit war das, was er aus der sambischen Smaragdmine erhalten hatte, schon Jahre zuvor wertlos geworden. Als Elon Südafrika verließ, gab ihm sein Vater 2000 Dollar in Travellerschecks. Seine Mutter stattete ihn mit weiteren 2000 Dollar aus, die sie mit Aktienverkäufen erzielt hatte. Grundlage des Depots war das Preisgeld jenes Schönheitswettbewerbs gewesen, den sie als Teenager gewonnen hatte. Ansonsten hatte Musk bei seiner Ankunft in Montreal vor allem eine Liste von Verwandten mütterlicherseits bei sich, die er bisher nicht kannte.

Eigentlich hatte er vor, den Onkel seiner Mutter anzurufen, musste aber feststellen, dass dieser Montreal verlassen hatte. Also begab er sich in eine Jugendherberge, in der er sich mit fünf anderen ein Zimmer teilte. »Ich war Südafrika gewohnt, wo man ausgeraubt und einfach umgebracht wird«, sagt er. »Ich schlief auf meinem Rucksack, bis ich kapierte, dass nicht gleich jeder ein Mörder ist.« Er spazierte durch die Stadt und staunte, dass die Fenster der Wohnungen nicht vergittert waren.

Nach einer Woche kaufte er für 100 Dollar einen *Greyhound Discovery Pass*, mit dem er ein halbes Jahr mit dem Bus durch Kanada reisen konnte. Er hatte einen Cousin zweiten Grades, Mark Teulon, der in der Provinz Saskatchewan auf einer Farm lebte, unweit von Moose Jaw, von wo seine Großeltern stammten.

Die über 2700 Kilometer lange Fahrt von Montreal quer durch Kanada dauerte Tage, auch weil der Bus in jedem Kaff hielt. Bei einem Stopp stieg er aus, um sich etwas zum Mittagessen zu besorgen, und konnte nach einem Spurt gerade noch in den bereits anfahrenen Bus

springen. Dummerweise hatte der Busfahrer bereits sein Gepäck mit den Kleidungsstücken und den Travellerschecks ausgeladen. Alles, was Elon nun noch besaß, war das Bündel Bücher, das er überallhin mitnahm. Die Schwierigkeiten, die Travellerschecks ersetzt zu bekommen (es dauerte Wochen), waren ein früher Vorgeschmack darauf, dass die allgemeinen Zahlungssysteme einen ganz neuen Ansatz benötigten.

Als er in der Stadt nahe der Farm seines Cousins ankam, nutzte er etwas von dem Kleingeld, das er für Anrufe in der Hosentasche hatte. »Hey, hier ist Elon, dein Cousin aus Südafrika«, sagte er. »Ich bin an der Bushaltestelle.« Der Cousin kam in Begleitung seines Vaters. Die beiden führten Elon ins Steakhaus Sizzler und luden ihn ein, auf der Getreidefarm der Familie zu wohnen, wo er zum Reinigen der Silos eingesetzt wurde und dabei half, eine Scheune zu errichten. Zu seinem 18. Geburtstag bekam Elon einen selbst gebackenen Kuchen mit Schokoglasur von seinen Verwandten, verziert mit der Aufschrift »Happy Birthday Elon«.

Sechs Wochen später bestieg er wieder den Bus und machte sich auf den über 1500 Kilometer langen Weg nach Vancouver, wo er beim Halbbruder seiner Mutter unterkam. Als er in der Stadt zu einer Arbeitsvermittlung ging, stellte er fest, dass bei den meisten Jobs nur ein Stundenlohn von mickrigen 5 Dollar gezahlt wurde. Nur für einen gab es 18 Dollar die Stunde: für das Reinigen der Heizkessel im Sägewerk. Man musste einen Schutzanzug tragen und durch einen engen Tunnel zu einer Heizkammer klettern, in der die Holzmasse vor sich hin brodelte, während man den entstandenen Branntkalk, der sich an den Wänden festgesetzt hatte, herausschaufelte. »Wenn derjenige am Ende des Tunnels den Dreck nicht schnell genug rausschmiss, saß man in der Falle und schwitzte sich die Eingeweide raus«, erinnert er sich. »Das war wie ein alpträumhafter Steampunk aus der Zeit von Charles Dickens, voller schwarzer Rohre und mit dem Lärm eines Presslufthammers.«

Maye und Tosca

Während Elon in Vancouver war, flog Maye von Südafrika herüber – sie hatte sich entschieden umzuziehen, wusste aber noch nicht recht, wohin. Sie hielt Tosca über ihre Sondierungen auf dem Laufenden und schrieb, dass es in Vancouver viel zu kalt und regnerisch sei. Montreal sei interessant, aber die Leute sprächen da Französisch. Toronto, schlussfolgerte sie, wäre die Stadt der Wahl. Tosca verkaufte Haus und Möbel in Südafrika und siedelte zu ihrer Mutter nach Toronto über, wo sich Elon bald zu ihnen gesellte. Nur Kimbal blieb in Pretoria, um sein letztes Jahr an der Highschool zu beenden.

In Toronto wohnten sie zunächst gemeinsam in einem Einzimmerapartment. Tosca und ihre Mutter teilten sich das Bett, Elon schlief auf dem Sofa. Das Geld war knapp. Einmal weinte Maye, weil sie Milch verschüttet hatte und nicht genug Geld besaß, um neue zu kaufen.

Tosca fand einen Job in einem Hamburgerladen, Elon einen Praktikumsplatz in der Niederlassung von Microsoft in Toronto, und Maye arbeitete an der Universität, bei einer Modelagentur und als Ernährungsberaterin. »Ich habe jeden Tag geschuftet und zusätzlich an vier Abenden in der Woche«, sagt sie. »Ich hielt mir einen Nachmittag frei, sonntags, um die Wäsche zu machen und einzukaufen. Ich wusste nicht mal, was meine Kids so taten, weil ich kaum zu Hause war.«

Nach ein paar Monaten verdienten die drei ausreichend Geld, um sich eine mietpreisgebundene Wohnung mit drei Schlafzimmern leisten zu können. An den Wänden war Filztapete verklebt und auf dem Boden ein grauenvoller Teppich. Maye bestand darauf, dass Elon beides entfernte. Ein neuer Teppichboden für 200 Dollar sollte angeschafft werden, aber Tosca setzte sich durch, dass ein dickerer für 300 Dollar gekauft wurde, weil Kimbal und Cousin Peter Rive sie besuchen wollten und die beiden dann auf dem Boden schlafen könnten. Die zweite große Anschaffung war ein Computer für Elon.

Industrial Relations

Musks Ergebnisse bei den Aufnahmeprüfungen für das College waren nicht sonderlich bemerkenswert. Im zweiten Abschnitt der SAT-Tests erreichte er mündlich 670 von 800 Punkten, in Mathe waren es 730 Punkte. Er schränkte seine Wahl auf zwei Universitäten ein, die von Toronto aus leicht zu erreichen waren: Waterloo und Queen's. »Waterloo war fachlich definitiv besser, schien aber in sozialer Hinsicht nicht gerade toll«, sagt er. »Es gab da nur wenige Mädchen.« Musk war der Meinung, er wisse in Informatik und Ingenieurwesen so gut Bescheid wie jeder Professor an beiden Unis, wonach er sich aber verzweifelt sehnte, war ein Sozialleben. »Ich hatte keine Lust, meine Studentenzeit ausschließlich mit einer Horde Kerlen zu verbringen.« Also schrieb er sich im Herbst 1990 an der Queen's University ein.

Er kam in einem der Wohnheime auf der Etage der internationalen Studenten unter, dem »international floor«, und lernte gleich am ersten Tag einen Kommilitonen namens Navaid Farooq kennen, der sein erster echter und langjähriger Freund außerhalb der Familie wurde. Farooqs Vater stammte aus Pakistan, seine Mutter war Kanadierin. Farooq selbst war in Nigeria und in der Schweiz aufgewachsen, wo seine Eltern für die Vereinten Nationen tätig gewesen waren. Wie Elon hatte auch Farooq in der Highschool keine engen Freunde gehabt. An der Queen's fanden er und Musk rasch zusammen, über gemeinsame Interessen wie Computer, Brettspiele, absonderliche historische Ereignisse und Science-Fiction. »Für mich und Elon«, erklärt Farooq, »war Queen's vermutlich der erste Ort, an dem wir zwischenmenschlich angenommen wurden und wir selbst sein konnten.«

Im ersten Jahr erhielt Musk Bestnoten in Betriebswirtschaft, Volkswirtschaft, Zahlenanalyse und Computerprogrammierung, aber nicht ganz so gute Noten in Buchhaltung, Spanisch und Industrial Relations, ein Fach, das sich mit den Beziehungen zwischen Arbeitgebern,

Arbeitnehmern und Gewerkschaften befasst. Als er im darauffolgenden Jahr erneut einen Kurs in Industrial Relations belegte, erhielt er wieder nur eine mittelmäßige Note. Jahre später erzählte er dem *Alumni-Magazin* für die Ehemaligen, das Wichtigste, das er in den zwei Jahren an der Queen's gelernt habe, sei gewesen, »wie man mit schlaunen Leuten zusammenarbeitet und die sokratische Methode einsetzt, um ein gemeinsames Ziel zu erreichen«. Fähigkeiten, wie sie in Seminaren wie Industrial Relations geschult wurden – das sollten zukünftige Kollegen feststellen –, waren bei ihm nur teilweise geschliffen worden.

Sehr viel mehr Interesse zeigte Elon an spätabendlichen Diskussionen über den Sinn des Lebens. »Ich war richtig gierig danach«, erzählt er, »denn bis dahin hatte ich keine Freunde, mit denen ich über so was reden konnte.« Mit noch größerer Begeisterung tauchte er allerdings gemeinsam mit Farooq in die Welt der Brett- und Computerspiele ein.

Strategiespiele

»Was ihr da macht, ist unvernünftig«, erklärte Musk in seinem typischen monotonen Tonfall. »Tatsächlich fügt ihr euch nur selbst Schaden zu.« Er und Farooq spielten in ihrem Wohnheim mit Freunden das Strategiespiel *Diplomacy*, und zwei der Mitspieler hatten sich gerade gegen Musk verbündet. »Wenn ihr das tut, werde ich dafür sorgen, dass sich eure übrigen Verbündeten gegen euch wenden. Und euch Schmerzen bereiten.« Musk pflegte Spiele zu gewinnen, indem er mit Verhandlungen und Drohungen überzeugte, erinnert sich Farooq.

Als Teenager in Südafrika hatten Musk alle Arten von Computerspielen gefallen, einschließlich Ego-Shooter-Games und Abenteuersuchspielen, aber an der Uni konzentrierte er sich mehr und mehr auf das Genre Strategiespiele, bei dem zwei oder mehr Spieler darin wetteifern, mit ausgefeilter Strategie, Ressourcenmanagement, Versor-

gungskettenlogistik und taktischem Denken ein Imperium aufzubauen.

Strategiespiele – egal, ob auf dem Spielbrett oder am Computer – bekamen in Musks Leben eine immer zentralere Rolle. Angefangen bei *The Ancient Art of War*, das er als Teenie in Südafrika gespielt hatte, bis hin zu seiner Sucht nach *The Battle of Polytopia* drei Jahrzehnte später. Er genoss es, komplexe Pläne zu schmieden und sich umkämpfte Ressourcen zu sichern, um zu gewinnen. Stundenlang in diesen Spielen zu versinken, wurde zu seiner Form von Entspannung, zu seinem Weg, dem Stress zu entfliehen. Gleichzeitig schärfte es seine strategischen Fähigkeiten und das geschäftsmäßig taktische Denken.

Während Elons Zeit an der Queen's wurde *Civilization* veröffentlicht, das erste große computergestützte Strategiespiel. Die Spieler müssen dabei in einzelnen Spielrunden Zivilisationen von prähistorischen Zeiten bis zur Gegenwart aufbauen, indem sie sich für die jeweils passende Entwicklung bestimmter Technologien und Produktionsanlagen entscheiden. Musk rückte seinen Schreibtisch so zurecht, dass er beim Spielen auf seinem Bett und Farooq ihm gegenüber auf dem Stuhl sitzen konnte. »Wir klinkten uns für Stunden komplett aus, bis zur totalen Erschöpfung«, sagt Farooq. Danach ging es mit *Warcraft. Orcs & Humans* weiter, bei dem die Schlüsselstrategie lautet, für eine nachhaltige Ressourcenkette zu sorgen, etwa von Metallen aus Minen. Wenn sie dann nach Stunden eine Pause einlegten, um etwas zu essen, beschrieb Elon Farooq den Moment während des Spiels, in dem er gemerkt hatte, dass er gewinnen würde. »Ich bin auf Krieg gepolt«, erklärte er Farooq.

In einem Kurs an der Queen's kam ein Strategiespiel zum Einsatz, bei dem Teams in einer Simulation beim Aufbau eines Unternehmens konkurrierten. Die Spieler konnten die Preise ihrer Produkte bestimmen, die Höhe des Werbebudgets, wie viel Gewinn in die Produktweiterentwicklung zurückfließen sollte und weitere Variable. Musk fand heraus, wie die zugrunde liegende Logik, die die Simulation steuerte, zu rekonstruieren war, sodass er jedes Mal gewinnen konnte.

Bankpraktikant

Nachdem auch Kimbal nach Kanada gezogen war und wie Elon an der Queen's studierte, dachten sich die beiden ein neues Spielchen aus: Sie lasen die Zeitung und pickten sich dann die Person heraus, die sie am interessantesten fanden. Die galt es dann ausfindig zu machen. Elon gehörte nicht zu den Strebertypen, die die Aufmerksamkeit der Lehrenden auf sich zogen und sie umgarnten, also übernahm der umgänglichere Kimbal die Führung bei der Kaltakquise. »Wenn wir es schafften, den Betreffenden ans Telefon zu bekommen, lunchten wir normalerweise auch zusammen«, sagt er.

Eine Person, die sich die Brüder ausgesucht hatten, war Peter Nicholson, bei der Scotiabank verantwortlich für den Bereich strategische Planung. Nicholson war Naturwissenschaftler mit einem Masterabschluss in Physik und einem Doktor in Mathematik. Als Kimbal ihn ans Telefon bekam, stimmte er einem Essen mit den Jungs zu. Vorher ging Maye mit ihren Söhnen im Bekleidungsgeschäft Eaton's einkaufen, wo man zu einem 99-Dollar-Anzug ein Hemd und eine Krawatte umsonst dazubekam.

Beim Lunch mit Nicholson sprachen sie über Philosophie, Physik und die Beschaffenheit des Universums. Nicholson bot den beiden Sommerjobs an: Elon erhielt die Einladung, direkt mit Nicholson in dessen Dreierteam für strategische Planung mitzuarbeiten. Nicholson, damals 49, und Elon teilten den Spaß, Mathematikrätsel und komplizierte Gleichungen zu lösen. »Mich interessierte die philosophische Seite der Physik und was das mit der Realität zu tun hatte«, sagt Nicholson. »Es gab nicht gerade viele Leute, mit denen man über solche Sachen sprechen konnte.« Sie redeten auch über das Thema, das längst zu Musks Leidenschaft geworden war: Reisen ins All.

Als Elon eines Abends mit Nicholsons Tochter Christie zu einer Party aufbrach, war seine erste Frage: »Hast du schon mal über Elek-

troautos nachgedacht?« Nicht gerade der beste Anmachspruch der Welt, wie er später einräumte.

Ein Thema, das Elon für Nicholson näher beleuchtete, waren die Staatsschulden lateinamerikanischer Länder. Die Banken hatten Milliarden gescheffelt mit Kreditvergaben an Länder wie Brasilien und Mexiko, die diese Schulden nicht zurückzahlen konnten. 1989 übertrug der damalige US-Finanzminister Nicholas Brady diese Schuldverschreibungen in finanzmarktfähige staatliche Wertpapiere, die sogenannten Brady Bonds. Da diese Pfandbriefe von der US-Regierung gestützt waren, war Musk überzeugt, dass sie jederzeit 50 Cent pro Dollar wert wären. Dennoch verkauften sich einige nur zu 20 Cent pro Dollar.

Musk glaubte, dass die Scotiabank Milliarden einnehmen könnte, wenn sie die Bonds zu diesem kleinen Preis kaufte. Also rief er in der Börsenabteilung von Goldman Sachs in New York an, um sicherzugehen, dass die Wertpapiere verfügbar waren. »Yeah, so viel Sie wollen«, antwortete der Aktienhändler am Telefon barsch. »Wäre es drin, fünf Millionen zu kaufen?«, fragte Musk und bemühte sich um eine tiefe, seriöse Stimme. Als der Händler meinte, dies sei kein Problem, legte Musk schnell auf. »Ich dachte so was wie ›Jackpot, das kann überhaupt nicht schiefgehen«, erzählt er. »Ich rannte los, um Peter davon zu erzählen, und dachte, die geben mir dann Geld, damit ich das machen kann.« Aber die Bank lehnte das Vorhaben ab. Der CEO meinte, die Bank säße sowieso schon auf zu vielen lateinamerikanischen Schuldpapieren. »Wow, das ist einfach nur verrückt«, sagte sich Musk. »Ist das die Art, wie Banken denken?«

Nicholson machte ihm klar, dass die Scotiabank die Situation der Schuldverschreibungen der lateinamerikanischen Staaten mit eigenen Methoden umschiffte, die besser funktionierten: »Er ging und hatte den Eindruck, dass die Bank sehr viel dümmer war, als das in Wirklichkeit der Fall war. Aber das war gut, denn das verschaffte ihm eine gesunde Respektlosigkeit gegenüber der Finanzbranche und den Wagemut, letztlich mit dem zu beginnen, was zu PayPal wurde.«

Musk zog noch eine weitere Lektion aus seiner Zeit bei der Scotiabank: Es gefiel ihm nicht, für andere zu arbeiten, und er machte das auch nicht gut. Es entsprach nicht seinem Charakter, untergeben zu sein oder anzuerkennen, dass andere eventuell mehr wussten als er selbst.

Physik

Musk langweilte sich zunehmend an der Queen's. Es war schön dort, aber akademisch nicht herausfordernd. Als einer seiner Kommilitonen an die University of Pennsylvania, kurz »Penn«, wechselte, wollte er ausloten, ob er das ebenfalls machen könnte.

Geld war ein Problem. Sein Vater unterstützte ihn nicht, und seine Mutter jonglierte drei Jobs, um über die Runden zu kommen. Doch die Penn bot ihm ein 14000-Dollar-Stipendium plus ein Paket von Studentendarlehen, sodass er 1992 als höheres Fachsemester an diese Uni wechselte.

Er entschied sich für Physik im Hauptfach, denn wie seinen Vater schon, zogen ihn die technischen Naturwissenschaften magisch an. Seiner Ansicht nach gehörte zum wesentlichen Charakterzug eines Technikcracks, jedes Problem zu lösen, indem man sich auf die grundlegenden Prinzipien der Physik besann. Außerdem entschied er sich, mit Wirtschaftswissenschaften weiterzumachen. »Mich beunruhigte die Vorstellung, für jemanden arbeiten zu müssen, der Wirtschaft studiert hat, ich aber nicht«, sagt er. »Mein Ziel lautete, mit Sinn für Physik Produkte zu entwickeln und niemals für einen Boss zu arbeiten, der einen Abschluss in Betriebswirtschaft hat.«

Obwohl er weder politisch noch kontaktfreudig war, bewarb Musk sich als Studentenvertreter. In einem seiner Wahlversprechen machte er sich über diejenigen lustig, die sich um ein Studentenamt bewarben, um ihren Lebenslauf zu polieren. Das abschließende Versprechen auf seiner Wahlkampfplattform lautete: »Falls dieses Amt je in meinem Lebenslauf auftauchen sollte, mache ich an einem öffentlichen Platz einen Kopfstand und esse fünfzig Kopien des beleidigenden Dokuments.« Zum Glück verlor er den Wahlkampf, was ihn auch davor bewahrte, die typischen Studentenparlamentsvertreter kennenzulernen, eine Welt, die seinem Temperament nicht entsprach. Stattdessen

passte er gut in die Clique von Geeks, die gern intelligente Witze über naturwissenschaftliche Kräfte rissen, *Dungeons & Dragons* spielten, Videospiele bingeten und Computerprogramme schrieben.

Robin Ren, der in seiner Heimat China eine Physikolympiade gewonnen hatte, bevor er an die Penn kam, war Musks engster Freund in dieser Clique. »Er war der Einzige, der in Physik besser war als ich«, zollt Musk ihm Anerkennung. Im Physiklabor waren sie Partner und untersuchten gemeinsam, wie sich verschiedene Materialien und Werkstoffe bei unterschiedlichen Temperaturen verändern.

Ren erinnert sich, dass Musk sich schon in dieser Phase auf jene drei Bereiche konzentrierte, die seine weitere Karriere prägen sollten. Ob Kalibrierung der Schwerkraft oder die Analyse von Materialeigenschaften, er diskutierte mit Ren gern die Gesetze der Physik in Bezug auf Raketenbau. »Er sprach immer wieder davon, eine Rakete zu bauen, die zum Mars fliegen kann«, erinnert sich Ren. »Ich schenkte dem natürlich nicht viel Aufmerksamkeit, weil ich dachte, er fantasiert nur.«

Ein weiterer Fokus lag auf Elektroautos. Er und Ren holten sich häufiger von einem Food Truck etwas zu Mittag und hockten sich auf den Campusrasen. Musk schaute sich nebenbei wissenschaftliche Arbeiten zu Akkus an. Der Staat Kalifornien hatte gerade eine Vorschrift erlassen, der gemäß bis zum Jahr 2003 zehn Prozent aller Fahrzeuge elektrisch betrieben werden mussten. »Ich will, dass das wirklich passiert«, sagte Musk.

Das dritte Thema war Solarenergie, das 1994 gerade erst groß zu werden begann. Musk war überzeugt davon, dass Solarenergie der beste Weg zu einer nachhaltigen Stromversorgung sei. Seine Abschlussarbeit trug – frei nach Oscar Wilde – den Titel: »The Importance of Being Solar« und handelte von der Bedeutung, sich der Solarenergie zuzuwenden. Ihn motivierten nicht nur die Risiken des Klimawandels, sondern auch die Tatsache, dass die Reserven fossiler Brennstoffe langsam zur Neige gingen. »Die Menschheit wird schon bald keine weitere Option haben, als sich auf erneuerbare Energiequellen zu fokussieren«, schrieb er. Auf der letzten Seite der Arbeit zeigte er ein »Energiekraft-

werk der Zukunft«: Ein Satellit mit Spiegeln, die das Sonnenlicht auf Solarpaneele bündelten und die daraus gewonnene Elektrizität über einen Mikrowellenstrahl zur Erde schickten. Der Professor gab eine sehr gute Bewertung ab und kommentierte: »Sehr interessante und gut geschriebene Arbeit, bis auf die letzte Abbildung, die gänzlich zusammenhanglos auftaucht.«

Partylöwe

Musk fand im Laufe der Zeit drei Möglichkeiten, dem emotionalen Drama zu entgehen, das er gern selbst erzeugte. Eine, die er schon mit Navaid Farooq an der Queen's geteilt hatte, war, mithilfe von Strategiespielen wie *Civilization* und *Polytopia* rund um die Errichtung von Imperien gedanklich komplett abzuschalten. Die zweite förderte Robin Ren zutage: Musk, der Enzyklopädieleser, der sich bereitwillig in »das Leben, das Universum und den ganzen Rest« vertieft, wie es in *Per Anhalter durch die Galaxis* heißt.

An der Penn entwickelte Musk noch eine dritte Methode zur Entspannung, die ihn aus dem einsamen Schneckenhaus holte, das ihn seit Kindertagen umgab: Er fand plötzlich Gefallen an Partys. Sein Helfershelfer und Partner in der Sache war der äußerst gesellige und für jeden Spaß zu habende Adeo Ressi. Ein baumlanger Kerl mit einem großen Kopf, ebensolcher Lache und Persönlichkeit. Ressi war Italoamerikaner, stammte aus Manhattan und liebte Nachtclubs. Der unkonventionelle Typ gründete an der Penn eine Öko-Zeitung namens *Green Times* und versuchte, mit Ausgaben des Blattes als Abschlussarbeit seinen eigenen Studiengang »Revolution« zu etablieren.

Wie Musk hatte auch Ressi die Uni gewechselt, daher waren sie zunächst gemeinsam im Wohnheim der Erstsemester gelandet, wo die Vorschriften klar besagten: keine Partys und keine Besucher nach

22 Uhr. Da keiner der beiden Lust hatte, die Regeln zu befolgen, mieteten sie ein Haus in einem zwielichtigen Teil von West Philadelphia.

Ressi brachte die Idee auf, einmal im Monat eine große Party zu schmeißen. Sie verhängten die Fenster, um kein Licht hereinzulassen, und brachten im ganzen Haus Schwarzlicht und fluoreszierende Poster an. Eines Tages entdeckte Musk, dass Ressi seinen Schreibtisch in Farben gestrichen hatte, die im Dunkeln leuchteten, und an die Wand genagelt hatte. Ressi nannte das eine »Kunstinstallation«. Musk riss ihn wieder von der Wand und erklärte, nein, das ist ein Schreibtisch. Stattdessen kam nun eine Skulptur an die Wand – ein metallener Pferdekopf, den sie auf einem Schrottplatz gefunden hatten und in den sie rote Lichter einsetzten, die aus den Augenhöhlen strahlten. Auf einer Etage spielte eine Band, auf einer anderen ein DJ, die Tische waren voller Bierflaschen und Jelly Shots, und an der Tür stand jemand, der fünf Dollar Eintritt kassierte. An manchen Partyabenden erschienen 500 Leute, sodass die Miete für einen Monat locker drin war.

Als Maye zu Besuch kam, war sie entsetzt. »Ich habe acht Müllbeutel mit Abfall gefüllt und die Böden gefegt und dachte, die beiden wären mir dafür dankbar«, sagt sie. »Aber sie haben es nicht mal bemerkt.« Bei der Party am selben Abend postierten sie Maye in Elons Zimmer in der Nähe der Haustür, damit sie sich um die Garderobe kümmerte und auf das Geld aufpasste. Sie hatte die ganze Zeit über eine Schere in der Hand, für den Fall, dass jemand versuchen würde, die Box mit dem Geld zu stehlen. Und sie schob Elons Matratze an eine der Außenwände. »Das Haus wackelte und hüpfte von der Musik derart auf und ab, dass ich das Gefühl hatte, die Decke könnte vielleicht einstürzen, also dachte ich, ich wäre in einer der Ecken sicherer.«

Auch wenn Elon den Vibe der Partys mochte, ging er dennoch nicht vollständig darin auf: »Ich trank damals nichts, war immer stocknüchtern. Adeo gab sich regelmäßig die Kante. Ich klopfte an seine Tür, nach dem Motto, hey, Alter, komm mal da raus und kümmer dich um die Party. Am Ende war ich aber derjenige, der alles im Auge behalten musste.«

Ressi wunderte sich später darüber, dass Musk meist etwas distanziert wirkte. »Er genoss die Party, war aber nicht voll dabei. Seine einzigen Gelage waren Computerspiele.« Er begriff, dass Musk das Ganze – trotz all der Partys, die sie feierten – grundlegend fremd blieb und er zurückgezogen wie ein Beobachter von einem anderen Planeten, der versucht, die Bewegungsmuster von Kontaktfreude zu erlernen. »Ich wünschte, Elon hätte gewusst, wie man ein bisschen glücklicher ist«, sagt er.

Sommerpraktikum

In den 1990ern zog es ehrgeizige Studentinnen und Studenten der Eliteunis entweder nach Osten zu den goldenen Gefilden des Bankwesens der Wall Street oder Richtung Westen: zu den Tech-Utopien und mitten hinein in den unternehmerischen Eifer im Silicon Valley. Musk erhielt an der Penn Angebote für Praktika an der Wall Street, sehr lukrativ, aber das Finanzwesen interessierte ihn nicht. Er war der Ansicht, dass Banker und Anwälte nicht allzu viel Sinnvolles zur Gesellschaft beitragen. Außerdem mochte er seine Kommilitonen aus den Wirtschaftskursen nicht sonderlich. Stattdessen zog es ihn ins Silicon Valley. Es war das Jahrzehnt des Überschwangs, als man schlicht an jede x-beliebige Idee ein .com hängen und dann warten konnte, bis die donnernden Porsches der mit den Schecks winkenden Risikokapitalgeber von der Sand Hill Road herunterkamen.

Musk bekam seine Chance im Sommer 1994, kurz vor Beginn seiner Senior Years an der Penn, als er sich zwei Praktika angelte, die es ihm ermöglichten, seinen Leidenschaften für Elektroautos, Raumfahrt und Computerspiele nachzugehen. Tagsüber arbeitete er am Pinnacle Research Institute. Das 21-köpfige Forschungsunternehmen unterhielt bescheidene Verträge mit dem Verteidigungsministerium, um an einem »Superkondensator« weiterzuforschen, den der Gründer entwickelt hatte. Ein Kondensator ist ein Gerät, das elektrische Ladung kurzzeitig speichern und schnell wieder entladen kann. Pinnacle wollte einen Kondensator herstellen, der so leistungsfähig war, dass er ausreichend Energie für Elektroautos und weltraumgestützte Waffen liefern konnte. In dem Bericht, den Musk am Ende jenes Sommers verfasste, erklärte er: »Es ist wichtig festzustellen, dass der Ultrakondensator nicht nur einfach eine stufenweise Verbesserung darstellt, sondern eine radikal neue Technologie.«

An den Abenden arbeitete Musk in Palo Alto in einer kleinen Firma

namens Rocket Science, die Videospiele entwickelte. Als er dort vorgestellt wurde, um nach einem Sommerjob zu fragen, hatte man ihm eine Aufgabe gestellt, die man im Unternehmen bisher nicht hatte lösen können: Wie konnte man einen Computer multitaskingfähig machen, sodass er Grafiken las, die auf einer CD-ROM gespeichert waren, während man gleichzeitig einen Avatar auf dem Bildschirm bewegte? Musk fragte in Internetforen andere Hacker, wie man das BIOS und den Joystick-Reader auf DOS umgehen konnte. »Keiner der leitenden Techniker des Unternehmens war in der Lage, dieses Problem zu lösen, und ich habe das in zwei Wochen geschafft«, sagt er.

Die Leute von Rocket Science waren beeindruckt und wollten, dass er Fulltime für sie arbeitete, doch Musk musste seinen Uniabschluss machen, um ein Arbeitsvisum für die USA zu bekommen. Außerdem war er zu einer wichtigen Erkenntnis gelangt: Er besaß zwar eine fanatische Vorliebe für Videospiele und das Können, mit deren Entwicklung Geld zu verdienen; doch als Lebensinhalt genügte ihm das nicht. »Ich wollte mehr bewegen«, sagt er.

King of the road

Ein bedauernswerter Trend der 1980er war, dass Autos und Computer zu fest verschlossenen Bastionen wurden, an die man nicht mehr herankam. Den Apple II, von Steve Wozniak in den späten 1970ern entworfen, konnte man öffnen und an seinem Innenleben herumspielen, aber Steve Jobs' Macintosh von 1984 war so gut wie unmöglich zu öffnen. Ganz ähnlich waren Kinder in den 1970ern und davor noch damit aufgewachsen, unter den Motorhauben von Autos auf Entdeckungstour zu gehen, an den Vergasern herumzubasteln, Zündkerzen zu wechseln und die Motoren aufzumotzen. Sie hatten ein Feingefühl für Ventile und Valvoline-Motorenöl. Das Gebot des Praktisch-veranlagte-Seins und die Heathkit-Bausatz-Mentalität galten sogar für Radio- und

Fernsehgeräte. Wenn man wollte, konnte man Radios mit den Fertigbausätzen der Firma selbst zusammenschrauben und auch bei »normalen« Geräten die Röhren und später die Transistoren austauschen und ein Gespür dafür bekommen, wie eine Platine funktionierte.

Der Trend zu geschlossenen und versiegelten Geräten bedeutete, dass sich die meisten Techies, die in den 1990ern heranwuchsen, mehr zu Software als zu Hardware hingezogen fühlten. Sie kannten zwar nicht den süßen Duft eines Lötkolbens, aber sie konnten derart gut programmieren, dass sie Schaltkreise zum Klingen brachten. Musk war da anders. Er mochte Hardware genauso wie Software. Er konnte programmieren, hatte aber auch ein Gefühl für die materiellen Bestandteile, wie Akkus und Kondensatoren, Ventile und Brennkammern, Benzinpumpen und Keilriemen.

Musk liebte besonders, an Autos herumzuschrauben. Damals besaß er einen zwanzig Jahre alten BMW 300i, und an Samstagen stöberte er auf der Suche nach Ersatzteilen, mit denen er den Wagen frisieren konnte, auf den Schrottplätzen von Philadelphia herum. Sein Wagen hatte ein Vierganggetriebe, aber als BMW ein Fünfganggetriebe auf den Markt brachte, beschloss er, ihn umzurüsten. Er mietete die Hebebühne einer örtlichen Werkstatt, und es gelang ihm, mit ein paar Unterlegscheiben und ein bisschen Schleifen ein Fünfganggetriebe in das ehemalige Viergangauto zu zwängen. »Danach fuhr das Ding echt wie eine gesengte Sau«, erinnert er sich.

Am Ende des Praktikassommers 1994 waren er und Kimbal mit dem Auto unterwegs von Palo Alto zurück nach Philadelphia. »Wir beide dachten, Uni nervt nur, wir haben's nicht eilig zurückzukommen«, erinnert sich Kimbal. »Also machten wir daraus einen dreiwöchigen Roadtrip. Mehrmals blieben wir mit dem Wagen liegen.« Einmal schafften die beiden es zu einem Autohaus in Colorado Springs, aber kurz nach der Reparatur streikte der Wagen wieder. Sie schoben ihn kurzerhand auf einen Rastplatz, und Elon arbeitete erfolgreich nach, was der Profimechaniker vorgelegt hatte.

Musk nahm auch den BMW, um mit seiner damaligen Freundin Jennifer Gwynne zu verreisen. In den Weihnachtsferien 1994 fuhren

sie von Philadelphia an die Queen's University, an der Kimbal noch studierte, und dann weiter nach Toronto, um Maye zu besuchen. Dort schenkte Musk Jennifer eine zarte goldene Kette mit einem makellosen grünen Smaragdanhänger. »Seine Mutter hatte etliche dieser Ketten in einer Schatulle in ihrem Zimmer, und als er eine davon herauszog, erzählte er mir, die Steine seien aus der Smaragdmine seines Vaters in Südafrika«, erklärte Jennifer 25 Jahre später, als sie die Kette online versteigerte. Tatsächlich war die Mine längst bankrott, nicht in Südafrika, und sein Vater hatte sie auch nicht besessen, aber damals scherte es Musk nicht, dass dieser Eindruck erweckt wurde.

Als er im Frühjahr 1995 seinen Uniabschluss in der Tasche hatte, entschied sich Musk zu einem weiteren Quer-durch-alle-Staaten-Trip ins Silicon Valley. Robin Ren, dem er beigebracht hatte, wie man ein Auto mit Schaltgetriebe fährt, war mit dabei. Sie hielten unterwegs am neu eröffneten Denver Airport, weil Musk das Gepäckbearbeitungssystem sehen wollte. »Er war fasziniert, wie man die Roboter konstruiert hatte. Das Gepäck wurde ohne Eingreifen eines Menschen abgefertigt«, beschreibt es Ren. Doch das System an sich war eine Katastrophe. Musk zog daraus eine Lektion, die er allerdings erneut lernen musste, als er die in höchstem Maße robotergestützten Tesla-Fabriken aufbaute. »Das Ganze war überautomatisiert, und gleichzeitig hat man die Komplexität dessen unterschätzt, was man da vorhatte«, sagt er.

Die Internetwelle

Musk hatte vor, sich am Ende des Sommers in Stanford zu immatrikulieren, um im Doktorandenstatus Materialwissenschaften zu studieren. Er war immer noch von Kondensatoren begeistert und wollte erforschen, wie diese Elektroautos antreiben könnten. »Die Idee war, fortschrittliche Geräte zur Chipherstellung zu nutzen, um einen Fest-

körper-Ultrakondensator mit der ausreichenden Energiedichte herzustellen, die bei einem Auto für eine große Reichweite nötig ist«, erklärt er. Aber je näher die Einschreibung rückte, desto mehr Gedanken machte er sich: »Ich wusste, ich würde einige Jahre an der Stanford verbringen, um meinen Doktor zu machen, und meine Schlussfolgerung zu Kondensatoren könnte dann lauten, dass sie nicht praktikabel sind. Die meisten Doktorarbeiten sind irrelevant. Die Zahl derer, die wirklich etwas bewirken, geht fast gegen null.«

Damals hatte er einen Plan für sein Leben gefasst, den er wie ein Mantra immer wiederholte: »Ich dachte über Dinge nach, die künftig auf die Menschheit echte Auswirkungen haben würden. Drei Bereiche fielen mir ein: das Internet, nachhaltige Energie und Raumfahrt.« Im Sommer 1995 wurde ihm klar, dass Ersteres, das Internet, nicht warten würde, bis er sein Studium beendet hatte. Das Web war kürzlich für die kommerzielle Nutzung freigegeben worden, im August des Jahres ging das Browser-Start-up Netscape an die Börse und schnellte innerhalb eines Tages auf einen Marktwert von 2,9 Milliarden Dollar.

In seinem Abschlussjahr an der Penn hatte auch Musk die Idee für eine Internetfirma: Ein Geschäftsführer der Telefongesellschaft NYNEX hatte an der Uni einen Vortrag über die Pläne des Unternehmens gehalten, eine Onlineversion des Telefonbuchs »Yellow Pages« zu veröffentlichen, vergleichbar mit den »Gelben Seiten«. Es sollte »Big Yellow« heißen und interaktive Funktionen haben, damit die Nutzer die Informationen auf ihre persönlichen Bedürfnisse zuschneiden könnten, meinte der Geschäftsführer. Musk dachte (richtigerweise, wie sich später herausstellte), dass NYNEX keinen Schimmer hätte, wie man das wirklich interaktiv gestaltete. »Warum machen wir das nicht selbst?«, schlug er Kimbal vor und begann, einen Code zu schreiben, der Listen von Geschäftsadressen mit Kartendaten und Peilungssoftware kombinieren konnte. Sie nannten das Ganze »Virtual City Navigator«.

Kurz vor Ablauf der Einschreibungsfrist für Stanford reiste Musk nach Toronto, um den Rat von Peter Nicholson von der Scotiabank einzuholen. Sollte er die Idee mit dem Virtual City Navigator weiter-

Suchanfragen

Einige der besten Neuerfindungen sind Kombinationen aus zwei bereits bestehenden Erfindungen. Die Idee, die Elon und Kimbal Anfang 1995 hatten, als das Internet gerade exponentiell zulegte, war ganz einfach: ein durchsuchbares Verzeichnis von Unternehmen online stellen und es mit einer Kartensoftware kombinieren, die den Nutzern den Weg zum betreffenden Unternehmen weist. Nicht jeder sah darin Potenzial. Als Kimbal ein Meeting bei der Zeitung *Toronto Star* hatte, die damals die »Yellow Pages« der Stadt herausgab, griff sich der Chef des Unternehmens eine der dicken Ausgaben des Druckwerks und warf es in Richtung Kimbal. »Glauben Sie ernsthaft, dass Sie das je ersetzen werden?«, fragte er.

Die Brüder mieteten ein winziges Büro in Palo Alto, in dem Platz für zwei Schreibtische und Futons war. Im ersten halben Jahr schliefen sie im Büro und duschten beim YMCA. Kimbal, der später Koch und Restaurantbetreiber werden sollte, besorgte eine Kochplatte und kochte gelegentlich für beide. Hauptsächlich aber aßen sie bei der Restaurantkette Jack in the Box, denn dort war das Essen günstig, der Laden hatte rund um die Uhr geöffnet und lag nur einen Block weit entfernt. »Ich weiß immer noch jedes einzelne Gericht von der Karte auswendig«, erinnert sich Kimbal. »Hat sich einfach in mein Gehirn geätzt.« Elon wurde ein großer Fan der Teriyaki-Bowl.

Nach ein paar Monaten mieteten sie ein unmöbliertes Apartment, das auch genauso blieb. »Zwei Matratzen und jede Menge Schachteln ›Cocoa Puff-Cerealien war alles, was es da gab«, sagt Tosca. Sogar nach dem Bezug des Apartments schlief Elon noch viele Nächte im Büro, er pennte einfach unter dem Schreibtisch, wenn er vom Programmieren erschöpft war. »Er hatte kein Kopfkissen und keinen Schlafsack. Keine Ahnung, wie er da schlafen konnte«, wundert sich Jim Ambras, ein Mitarbeiter aus Anfangszeiten. »Manchmal hatten

wir morgens ein Kundenmeeting, und ich musste ihm sagen, dass er besser nach Hause fahren und duschen sollte.«

Navaid Farooq kam aus Toronto, um mitzuarbeiten, doch bald kam es zu Streitereien mit Musk. »Wenn du eure Freundschaft erhalten willst«, meinte seine Frau Nyame zu ihm, »ist das nichts für dich.« Also kündigte er nach sechs Wochen wieder. »Mir war klar, entweder arbeite ich mit ihm, oder ich bin sein Freund, aber nicht beides, und Letzteres schien mir erfreulicher.«

Errol Musk, damals noch nicht komplett von seinen Söhnen entfremdet, kam aus Südafrika zu Besuch und schenkte ihnen 28 000 Dollar sowie ein verbeultes Auto, das er für 500 Dollar gekauft hatte. Ihre Mutter Maye kam häufiger aus Toronto und brachte Lebensmittel und Kleidung mit. Sie gab ihnen 10 000 Dollar und erlaubte ihnen, ihre Kreditkarte zu benutzen, da der Antrag der Brüder auf eine Kreditkarte nicht akzeptiert worden war.

Zum ersten Durchbruch kam es, nachdem sie eine Firma namens Navteq besuchten, die eine Datenbank mit Land- und Straßenkarten besaß. Man wurde sich einig, dass Navteq diese kostenlos an die Musks lizensieren würde, bis deren Vorhaben eigenen Profit einspielte. Elon schrieb ein Programm, das die Karten mit einem Geschäftsverzeichnis der Gegend zusammenführte. »Man konnte mit dem Cursor die Kartenausschnitte vergrößern und sich auf der Karte bewegen«, schwärmt Kimbal. »Heutzutage total normal, aber damals war das der reine Wahnsinn. Ich glaube, Elon und ich waren die ersten Menschen, die gesehen haben, wie das im Internet funktioniert.« Sie nannten ihr Unternehmen Zip2, wie der englische Begriff *zip to*, also schnell irgendwohin kommen.

Elon erhielt ein Patent auf das »von ihm geschaffene, interaktive Netzwerkverzeichnis. Die Erfindung bietet einen über das Internet zugänglichen Dienst, der sowohl ein Branchenverzeichnis als auch eine Kartendatenbank integriert«, so das Patentedokument.

Für das erste Meeting mit potenziellen Investoren mussten die Brüder die Sand Hill Road hoch noch den Bus nehmen, weil das Auto, das ihr Vater ihnen geschenkt hatte, kaputt war. Aber nachdem sich ihr

Unternehmenskonzept herumgesprochen hatte, baten die *Venture Capitalists* darum, zu ihnen ins Büro kommen zu dürfen. Elon und Kimbal kauften ein großes Gestell für ein Serrerrack und setzten einen ihrer kleinen Computer hinein, damit die Besucher dachten, sie hätten einen riesigen Server. Sie nannten ihn nach einem Monty-Python-Sketch »The Machine That Goes Ping«. »Immer, wenn Investoren kamen, zeigten wir ihnen den Tower«, sagt Kimbal, »und wir lachten uns schlapp, weil die dann dachten, wir machen Hardcore-Zeug.«

Maye flog aus Toronto herbei, um bei den Vorbereitungen für die Meetings mit den Risikogeldgebern zu helfen. Sie blieb oft die ganze Nacht auf den Beinen, um die Präsentationen in einem Copyshop auszudrucken: »Eine Seite in Farbe kostete einen Dollar, was wir uns kaum leisten konnten. Wir waren alle erschöpft, bis auf Elon. Er war auch spät immer noch wach und programmierte.« Als sie im Frühjahr 1996 das erste Angebot eines potenziellen Investors erhielten, führte Maye ihre Söhne in ein gutes Restaurant, um zu feiern. »Das ist das letzte Mal, dass wir meine Kreditkarte nehmen müssen«, sagte sie, als sie die Rechnung bezahlte.

Und so war es auch. Bald darauf wurden sie von einem Angebot von Mohr Davidow Ventures überrascht: Sie wollten 3 Millionen Dollar investieren. Die abschließende Präsentation vor der Unternehmensführung war für einen Montag angesetzt, und am Wochenende davor beschloss Kimbal, eine kurze Reise nach Toronto zu machen, weil der Computer seiner Mutter kaputtgegangen war. »Wir lieben unsere Mom nun mal«, erklärt er. Als er am Sonntag nach San Francisco zurückfliegen wollte, wurde er am Flughafen von US-Grenzbeamten aufgehalten, die in seinem Gepäck das Pitchdeck, die Visitenkarten und weitere Unterlagen von Zip2 entdeckten. Da er kein Arbeitsvisum für die USA besaß, durfte er nicht an Bord des Flugzeugs gehen. Also ließ er sich von einem Freund am Flughafen abholen und über die Grenze fahren, wo er einem weniger aufmerksamen Grenzbeamten erzählte, dass sie als Zuschauer zur David Letterman Show wollten. Kimbal gelang es, die Spätmaschine von Buffalo nach San Francisco zu erreichen und schaffte es pünktlich zum Pitch.

Mohr Davidow gefiel die Präsentation, und man schloss das Investment ab. Die Kapitalgeber besorgten auch einen auf Einwanderung spezialisierten Anwalt, um bei der Beschaffung der Arbeitsvisa für die beiden Musks zu helfen. Und sie zahlten Elon und Kimbal je 30 000 Dollar für den Kauf von Autos. Elon entschied sich für einen Jaguar E-Type, Baujahr 1967. Als Kind hatte er in Südafrika mal ein Foto dieses Wagens in einem Buch über die besten jemals gebauten Cabrios gesehen und hatte sich geschworen, ein solches Auto zu kaufen, sollte er jemals reich werden: »Das war das allerschönste Auto, das man sich nur vorstellen konnte. Aber es blieb mindestens einmal in der Woche liegen.«

Die Risikokapitalgeber machten bald, was sie so häufig tun: Aufsicht durch erfahrene »Erwachsene«, die dann die Geschäfte von den jungen Gründern übernehmen. Das war auch Steve Jobs bei Apple oder Larry Page und Sergey Brin bei Google passiert. Rich Sorkin, der bis dahin die Geschäftsentwicklung einer Audiogerätefirma geleitet hatte, wurde CEO von Zip2. Elon wurde als Chief Technology Officer beiseitegeräumt. Zunächst dachte er, die Veränderung würde ihm gut zupasskommen: So könnte er sich ganz auf den Produktausbau konzentrieren. Eine Fehleinschätzung. »Ich wollte nie CEO sein«, sagt er, »aber ich lernte, dass man nicht wirklich Chief Technology oder Chief Product Officer sein kann, wenn man nicht CEO ist.«

Die Veränderungen brachten eine neue Strategie mit sich. Statt das Produkt direkt an Geschäftsinhaber und deren Kunden zu vermarkten, konzentrierte sich Zip2 nun darauf, die Software großen Zeitungsverlagen zu verkaufen, damit die ihre eigenen lokalen Ausgaben des Verzeichnisses herstellen konnten. Das war sinnvoll. Zeitungsverlage verfügten bereits über Vertriebskräfte, die an die Türen von Unternehmen klopfen, um ihnen Inserate und Kleinanzeigen zu verkaufen. Knight Ridder, *The New York Times*, Pulitzer und die Zeitungen des Hearst-Verlags schlossen sich der Strategie an. Führungskräfte der beiden erstgenannten Zeitungen wurden Mitglieder im Board von Zip2. Die Zeitschrift *Editor & Publisher* brachte die Titelgeschichte »Newspaperdom's New Superhero: Zip2« und beschrieb, dass Zip2

»eine neue Abfolge von Softwarestrukturen entwickelt hatte, die es den einzelnen Zeitungen ermöglichen würde, schnell groß angelegte, städteführerähnliche Verzeichnisse zu erstellen«.

1997 hatten sich bereits 140 Zeitungen mit Zip2 zusammengetan und zahlten Lizenzgebühren zwischen 1000 und 10 000 Dollar. Der Chef des *Toronto Star*, der die Yellow-Pages-Schwarte nach Kimbal geworfen hatte, rief ihn an, um sich zu entschuldigen. Dann fragte er, ob Zip2 eine Partnerschaft mit seiner Zeitung eingehen würde. Kimbal sagte Ja.

Hardcore

Von Beginn seiner Karriere an war Musk ein ambitionierter Manager, der das Konzept der Work-Life-Balance verachtete. Bei Zip2 und jedem nachfolgenden Unternehmen trieb er sich unermüdlich den ganzen Tag und die meiste Zeit der Nacht voran, ohne Urlaub, und er erwartete von anderen, dass sie das Gleiche taten. Die einzige Ausnahme waren Pausen, in denen er sich gestattete, seiner Computerspielsucht nachzugehen. Das Team von Zip2 machte den zweiten Platz beim kalifornischen *Quake*-Turnier. Sie wären sogar Erster geworden, sagt er grinsend, aber »einer aus dem Team« habe seinen Computer zerstört, weil er zu fest darauf rumgehauen hatte.

Während die anderen Programmierer nach Hause gingen, nahm sich Musk manchmal den Code vor, an dem sie gerade arbeiteten, und schrieb ihn neu. Mit seinem schwach ausgeprägten Empathie-Gen war ihm nicht klar – und letztlich auch gleichgültig –, dass es keineswegs nett war, jemanden öffentlich zu verbessern. Oder wie er es ausdrückte: »Den fucking blödsinnigen Code zu korrigieren.« Er war nie Kapitän einer Sportmannschaft oder Anführer einer Clique von Freunden gewesen, und ihm mangelte es an Kameradschaftsgefühl. Wie Steve Jobs war es auch Musk richtiggehend egal, ob er die Men-

schen, mit denen er arbeitete, beleidigte oder einschüchterte, solange er sie zu Leistungen anspornte, die sie selbst eigentlich für unmöglich hielten. »Die Aufgabe lautet nicht, die Leute in deinem Team dazu zu bringen, dich zu lieben«, sagte er Jahre später bei einem Board Meeting von SpaceX. »Genau genommen ist das sogar kontraproduktiv.«

Am strengsten war er mit Kimbal. »Ich liebe, liebe, liebe meinen Bruder sehr, aber mit ihm zu arbeiten, war hart«, sagt Kimbal. Die Meinungsverschiedenheiten der beiden führten auch jetzt noch häufig zu Handgreiflichkeiten, in deren Verlauf sich die beiden auf dem Büroboden wälzten. Sie stritten über wichtige Strategien, weniger wichtige Kränkungen und den Namen Zip2 (Kimbal und eine Marketingagentur hatten sich das einfallen lassen, Elon gefiel der Name überhaupt nicht). »Wenn man in Südafrika aufgewachsen ist, dann ist es normal, sich zu prügeln«, sagt Elon. »Das gehörte zur allgemeinen Kultur.«

Die beiden besaßen keine eigenen Büros, nur Nischen, sodass jeder im Büro die Prügeleien mit ansehen musste. Bei einem ihrer schlimmsten Kämpfe rangen sie auf dem Boden miteinander. Da Elon bereit schien, seinem Bruder ins Gesicht zu schlagen, biss Kimbal ihn in die Hand und riss dabei ein Stück Fleisch heraus. Elon musste in die Notaufnahme eines Krankenhauses, um genäht zu werden und eine Tetanuspritze zu bekommen. »Wenn wir heftig Stress miteinander hatten, nahmen wir nichts anderes um uns herum wahr«, sagt Kimbal. Später gab er zu, dass Elon mit Zip2 recht gehabt hätte. »Das war ein beschissener Name.«

Echte Produktentwickler haben den Drang, direkt an Verbraucher zu verkaufen, ohne Zwischenhändler, die nur alles durcheinanderbringen. Musk dachte genauso. Er wurde immer frustrierter wegen der Strategie von Zip2, die untergeordnete Position eines anonymen Anbieters für die Zeitungsbranche einzunehmen: »Wir waren in der Hand der Verlage.« Er wollte die Domain »city.com« kaufen und sein Unternehmen, konkurrierend mit Yahoo und AOL, wieder zu einer Adresse für Endverbraucher machen.

Die Investoren überdachten ihrerseits bereits die Unternehmensstrategie. Im Herbst 1998 vermehrten sich Onlinestädteführer und Internetverzeichnisse zwar sehr stark, doch keine der Firmen wies einen Gewinn aus. Also entschied CEO Rich Sorkin, sich mit einem der Anbieter, CitySearch, zusammenzuschließen, in der Hoffnung, dass man gemeinsam Erfolg haben würde. Aber als Musk den CEO von CitySearch kennenlernte, hatte er kein gutes Gefühl. Unterstützt von Kimbal und ein paar Programmierern zettelte Elon einen Aufstand an, der den Zusammenschluss scheitern ließ. Außerdem verlangte er, wieder CEO zu werden. Stattdessen entzog ihm das Board den Vorsitz und setzte seine Position im Unternehmen herab.

»Mit Risikokapitalgebern oder Profimanagern gelingt niemals Großartiges«, erklärte Musk dem *Inc. Magazine*. »Sie besitzen weder die Kreativität noch das rechte Verständnis dafür.« Derek Proudian, einer der Partner von Mohr Davidow, wurde als Interims-CEO bestimmt und mit dem Verkauf des Unternehmens beauftragt. »Das hier ist Ihre erste Company«, meinte er zu Musk. »Lassen Sie uns jemanden finden, der sie übernimmt, lassen Sie uns Geld verdienen, damit Sie Ihr zweites, drittes und viertes Unternehmen gründen können.«

Der Millionär

Im Januar 1999 – weniger als vier Jahre, nachdem Elon und Kimbal Zip2 gelauncht hatten – rief Proudian sie in sein Büro und berichtete, dass die Compaq Computer Corporation, die mit Zip2 ihre AltaVista-Suchmaschine aufrüsten wollte, ein Übernahmeangebot von 307 Millionen Dollar in cash abgegeben hatte. Die Brüder teilten sich ihren Unternehmensanteil von zwölf Prozent im Verhältnis sechzig zu vierzig, sodass sich Elon im Alter von 27 Jahren mit 22 Millionen Dollar und Kimbal mit 15 Millionen Dollar von ihrem Unternehmen verabschiedeten. Elon war verblüfft, als der Scheck in seinem Apart-

ment ankam: »Mein Kontostand ging so von ungefähr 5000 auf 22 005 000 Dollar hoch.«

Die Musk-Brüder schenkten ihrem Vater 300 000 Dollar und ihrer Mutter eine Million. Elon kaufte eine 500-Quadratmeter-Eigentumswohnung und verprasste Geld für das, was für ihn den ultimativen Genuss darstellte: ein Formel-1-Rennwagen von McLaren, damals das schnellste Auto aus serieller Produktion, im Wert von einer Million Dollar. Er war einverstanden, dass CNN bei ihm zu Hause filmte, wie er den Wagen gebracht bekam. »Vor gerade mal drei Jahren habe ich noch beim YMCA geduscht und auf dem Boden im Büro geschlafen, und jetzt habe ich ein Eine-Million-Dollar-Auto«, sagte er, während er aufgeregt auf der Straße herumsprang, als der Wagen von einem Truck geladen wurde.

Nach diesem impulsiven Gefühlsausbruch wurde ihm klar, dass die übermütige Zurschaustellung seiner neu entdeckten Vorliebe für Reichtum unangemessen war. »Manche interpretierten den Kauf dieses Autos als typisches Verhalten eines imperialistischen Rotzlöffels«, gab er zu. »Meine Vermögenswerte mögen sich geändert haben, aber ich kann nicht bewusst feststellen, dass sich meine Wertvorstellungen geändert haben.«

Hatten sich seine Wertvorstellungen doch geändert? Sein neuer Reichtum erlaubte ihm, Wünsche und Impulse weniger zu zügeln, was nicht immer schön anzuschauen war. Aber seine ernsthafte, missionsgetriebene Intensität blieb intakt.

Der Autor Michael Gross war im Silicon Valley, um für Tina Browns Hochglanzmagazin *Talk* eine Geschichte über neureiche Tech-Bengel zu schreiben. »Ich war auf der Suche nach einer prahlerischen Hauptfigur für die Story, die garantierte, dass man den Kopf schütteln würde«, erinnerte sich Gross Jahre später. »Doch der Musk, den ich im Jahr 2000 kennenlernte, strotzte nur so vor Lebensfreude und war viel zu liebenswert, um aufs Korn genommen zu werden. Er besaß damals die gleiche Unbekümmertheit und Gleichgültigkeit gegenüber Erwartungen wie heute, war aber locker, offen, charmant und lustig.«

